Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. **Mai** 1902. — **Heft** 5.

Literaturbericht.

Von **G. Deutsch.**

Die Geschichte der Juden befindet sich erst im Werdestadium. Um sie begreifen zu können, muß so viel als möglich an Material aus Archiven und entlegenen Druckwerken zu Tage gefördert werden. Das geschieht zu unserer Freude in letzter Zeit ziemlich häufig und überdies schreitet das Verständniß der Quellen durch Bearbeitung derselben von Seiten zünftiger Historiker statt der bisherigen Dilettanten fort. Geschichte ist eben nicht so mechanisch aufzufassen wie Uneingeweihte glauben, welche unter Geschichte einfach die Zusammenstellung von Thatsachen verstehen. Wäre das richtig, so bliebe immer in der Auswahl von Thatsachen eine bedeutende Subjectivität übrig. Es handelt sich aber auch um etwas Anderes. Die Quellen müssen gedeutet werden. Spricht zum Beispiel ein Gesetz davon, daß kein Jude auf das bloße Zeugniß eines Christen hin verurtheilt werden darf, so ist das keineswegs, wie die Antisemiten wollen, ein Beweis der Judenherrschaft, sondern nur des traurigen Umstandes, daß man den Juden gegenüber Alles für erlaubt hielt und darum gegen sie auch falsches Zeugniß ablegte. Spricht ein Gesetz davon, daß die Juden so und so viel Stück Rinder jede Woche schlachten oder so und so viel Fuder Wein ausschenken dürfen, so ist das nur eine Konzession für die Zünfte, damit die Juden nicht mehr als für ihren eigenen Bedarf nöthig ist an Wein und Fleisch verkaufen und den zünftigen Gewerben keinen Abbruch thun.

Eine ziemlich tüchtige Arbeit ist das hier angezeigte Buch *) über die Juden in Aargau. Die Schweiz hat ganz im Gegensatze zu ihrer sonstigen Verfassung die Juden bis auf die neueste Zeit in einem Zustande der Ausnahmsgesetzgebung festgehalten. Das lag wohl gerade in ihrer demokratischen Verfassung. Wo ein Monarch herrschte, war es natürlich, daß er neben den vielen Klassen von Unterthanen auch eine, die auf der untersten Stufe der politischen und gesellschaftlichen Leiter stand, dulden mochte, und von denen er Nutzen zog, ohne im Geringsten etwas befürchten zu müssen. Anders eine Republik, die doch bei ihrer demokratischen Grundlage in den Juden gleichberechtigte Menschen sehen mußte und deren Bürger sozial als Kaufleute mit den Juden auf einer Stufe standen.

Die Geschichte auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft ist kurz und zeigt denselben Typus wie die ganze mittelalterliche Geschichte der Juden in deutschen Landen Sie tauchen im dreizehnten Jahrhundert vereinzelt auf und sind wie überall Geldverleiher. Eine zusammenhängende Geschichte giebt es nicht. Nur hie und da hört man, daß ein Bischof bei einem Juden seinen Ring versetzt habe und dergleichen. Im vierzehnten Jahrhundert kommen im Gefolge der Pest die Judenmetzeleien unter der Anklage, daß die Juden die Brunnen vergiftet hätten. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beginnen die Vertreibungen. Meistens sind Beschuldigungen von Kindesmord und Durchstechungen geweihter Hostien der willkommene Vorwand dazu. Eine solche Beschuldigung von Kindesmord erscheint auch in Endingen um 1470, der sieben Juden zum Opfer fielen. Diesen Fall hat unser Verfasser nicht erwähnt. Von dieser Zeit an hat die Schweiz keine Juden, bis im siebzehnten Jahrhundert die Drangsale des dreißigjährigen Krieges einzelne aus ihrer Heimath vertriebene Juden nach der Grafschaft Baden brachten, wo sie sich unter dem Schutze der Landvögte in den beiden Dörfern Lengnau und Endingen niederließen. Diese Dörfer blieben bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die einzigen Niederlassungen der Juden in der Schweiz. Das komplizirte Decentralisations-System der eidgenössischen Verfassung macht es ungemein schwierig, den Entwicklungsgang der Emancipation zur Darstellung zu bringen, welcher erst am 15. Mai 1877 durch einen Beschluß des großen Rathes von Aargau zum Abschluß gelangte. Als die Juden im siebzehnten Jahrhundert zugelassen wurdeu, betrachtete man ihre Niederlassung als eine temporäre Gnade, die man aus humanitären Gründen in den traurigen Kriegszeiten nicht verweigern konnte. Die Stände sprachen oft die Hoffnung aus, daß „der verfluchte Judenschwarm, der eine „rechte Pestilenz im Lande sei, sich usert der Eidtgenossenschaft begeben möchten." Es ging jedoch nicht mehr gut an, heimathlose Menschen außer Landes zu jagen, und so wurden sie unter furchtbar drückenden Beschränkungen geduldet. Mit der französischen Herrschaft begann sich ein Umschwung zu vollziehen. Ein Gesetz von 1809 wollte zugunsten einzelner durch Bildung und bürgerliche Tüchtigkeit hervorragender Juden Ausnahmen statuiren. Ein

*) Haller Ernst, Dr.: „Die rechtliche Stellung der Juden im Kanton Aargau" Aarau, 1901, 310 ss

Gesetz von 1846 gestattete, daß der Kleine Rath von Aargau einzelnen Juden das Recht ertheilen dürfe, außerhalb der beiden Dörfer zu wohnen, wenn der betreffende Gemeinderath es gestatte. Das Jahr 1848 blieb nicht ganz ohne Einfluß auf die Gestaltung der jüdischen Verhältnisse. Da alle Schweizerbürger ohne Rücksicht auf Konfession gleiche Rechte erhielten, so konnte man die Juden nur auf indirektem Wege ausschließen, was geschah, indem man das Recht freier Niederlassung nur auf die christlichen Schweizer beschränkte. So kam es nun vor, daß die Regierung Luzerns den aargauischen Juden den Besuch der Märkte verweigerte (1852). Ein ähnliches Verhältniß fand in Zürich statt. Auf eine Beschwerde der Juden wurde 1856 von der Bundesversammlung entschieden, daß schweizerische Juden in bürgerlicher Beziehung allen anderen Schweizerbürgern gleichzuhalten seien. Politische Rechte erhielten die Juden erst 1858, als sie zum Amte eines Geschworenen zugelassen wurden. Die Schwierigkeiten lagen in der föderativen Verfassung, indem die Juden Schweizerbürger sein konnten, ohne Gemeinde- oder Kantonsrechte zu besitzen. So wurden denn die Judengemeinden in Lengnau und Endingen zu Ortsbürgergemeinden erhoben, obwohl sie entgegen dem sonstigen Zustande nicht territorial abgegrenzt waren, sondern nur nach dem religiösen Bekenntniß sich gruppirten. Das geschah zuerst im Jahre 1862. Die Opposition der Bevölkerung erzwang eine Aenderung, die aber nichts Wesentliches tangirte. So war denn endlich im Jahre 1877 die Emancipation vollendet.

Von den inneren Kämpfen, die wie überall um diese Zeit sich um die Verbesserung des Schulwesens und des Kultus sowie um Beförderung des Ackerbaus und des Handwerks bewegten, erfahren wir aus dem Buche wenig. Die Regierung hatte ebenso wie die süddeutschen Staaten in dieser Beziehung durch Verordnung über das Schulwesen, über Gemeindeorganisation und Rabbinerwahlen Hand angelegt. Nachdem noch 1850 Abraham Ris, Rabbiner in Endingen, gegen die Emancipation protestirt hatte, weil er sich seine Religion nicht nehmen lassen wolle und die Bildung eines Gesangvereines als Sünde erklärt hatte, traten mit den modern gebildeten Rabbinern Julius Fürst und M. Kayserling andere Verhältnisse ein. Trotzdem ist heute noch die Schweiz im Allgemeinen orthodox.

Politische Schwierigkeiten, die der Schweiz aus ihrer engherzigen Gesetzgebung über die Juden mit dem Auslande erwuchsen, berührt der Verfasser nur theilweise. Frankreich, von wo öfters Juden nach der Schweiz auswanderten, wollte nicht dulden, daß man seinen jüdischen Bürgern die vertragsmäßigen Rechte entziehe. Aehnliche Frictionen gab es mit den Vereinigten Staaten, die im Buche gar nicht erwähnt sind. Ferner hätte der Verfasser wohl besser gethan, alle auf die Juden bezüglichen Gesetze in einem Anhange zusammenzustellen, statt sie theilweise hie und da dem Texte einzuverleiben. Auch die inneren Verhältnisse behandelt er nicht genau. Eine Liste der Rabbiner und Lehrer sowie eine Statistik der Juden in den beiden Dörfern hätte nicht fehlen dürfen. Trotzdem bleibt es eine angenehme Pflicht, dem Verfasser für die Mühe, die er sich gab, zu danken. Ganz besonders war es mir erfreulich zu erfahren, daß das Verbot des Schächtens

nicht als ein beschränkendes Verbot ins Leben trat, sondern nur als eine Aufhebung einer den Juden gestatteten Ausnahme von einem 1854 erlassenen Gesetze, welches das Betäuben durch einen Schlag auf den Kopf als Regel vorschrieb.

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

Eine Apologie und eine Begründung dieser Apologie sei meiner diesmaligen Skizze vorangeschickt. Die Apologie gilt dem Umstande, daß ich keine ganz genauen Daten geben kann. Die Begründung ist nothwendig, weil die Mehrzahl meiner Leser diese Entschuldigung überflüssig finden werden, und das hat eine weittragende Bedeutung. Als Historiker erfahre ich oft, daß so viele Leute es als eine Zeitverschwendung betrachten, wenn man ein Ereigniß chronologisch sicherstellen will. Darum sei vor Allem darauf hingewiesen, daß alles geistige Leben im Zusammenhange mit Zeit und Ort verstanden werden muß. Mendelssohn wäre ebensowenig im 17. Jahrhundert in Deutschland als im 18. Jahrhundert in Polen möglich gewesen. Ist das bei einem Unterschiede von hundert Jahren ausgemacht, so gilt es auch von kürzeren Zeiträumen. Mein Vater hat eine andere Erziehung genossen und eine andere Lebensauffassung ausgebildet, weil er um vierzig Jahre älter war als ich. Auch Tage mögen einen Einfluß haben. Am 17. Juni 1859 erklärt die österreichische Regierung eine ohne kreisamtlichen Konsens geschlossene Judenehe für ungültig; am 29. November desselben Jahres wird der kreisamtliche Konsens aufgehoben. Was hat sich in den wenigen Tagen ereignet? Oesterreich war in Italien geschlagen worden, das Bach'sche Regime hatte seine Unfähigkeit erwiesen; ein neuer Kurs mußte eingeschlagen werden, und die Folge war eine Besserung der jüdischen Verhältnisse. Schließlich ist uns Juden in vielen Fällen der Mangel an Ordnungssinn vorgeworfen worden und es ist selbst für den Fall, daß eine chronologische Differenz ganz gleichgiltig wäre, nicht einzusehen, warum wir nicht ebenso leicht das Richtige wie das Falsche, das Genaue wie das Ungenaue sagen könnten.

Ich wollte von den Erinnerungen an das Jeschibaleben meines Vaters sprechen und bin leider nicht in der Lage, das Chronologische genau anzugeben. Nur so viel weiß ich genau, daß er mir sagte, er sei zweimal in Nikolsburg gewesen, das erste Mal mußte er die Stadt verlassen, weil er von der Berufskrankheit der Bocherim befallen wurde. Ja, auch diese Leute hatten ihre Berufskrankheit gerade so wie die Bergarbeiter oder die Eisenbahnschaffner; es war die Krätze. In dem furchtbaren Elende des Ghetto, das die christliche Toleranz schuf, von welcher neulich wieder Herr Professor Wahrmund so Schönes erzählt hat, gab es keine Höfe, und Badezimmer waren ein unbekannter Luxus. Mit Wäsche mußte ebenfalls gespart werden,

und darum war unter den fast durchwegs blutarmen Jungen, welche das Material für die Jeschibastudenten abgaben, die Krätze eine Volkskrankheit. Es wäre vielleicht ein recht interessantes Kapitel der Volksmedizin darüber zu schreiben, wie die Krätze auf der Jeschiba behandelt wurde. Ein Urenkel von Markus Benedikt, der mit mir das Gymnasium besuchte, erzählte mir, daß der Letztere seinem Vater Samuel, gestorben etwa 1875, dem Sohne des halb und halb aufgeklärten Naftali, sagte: „Schmul'leben, mein Kind, lern' dech raachen (rauchen), sunst bin ech muwtech (gewiß), du werst krätzig werden." Der große Rabbi erwies thatsächlich seine prophetische Begabung, und Schmule wurde krätzig. Es gab allerlei Wunderkuren und Geheimmittel, und ein Kollege meines Vaters, der sich schämte, einen Arzt aufzusuchen, wurde von einer Quacksalberin zu Tode kuriert. Eine besonders gebräuchliche Kur war das Schmieren mit Thonerde, die man auf dem Körper in einem warmen Raume trocknen ließ, und Moses Sofer soll diese Kur mit dem talmudischen Wortspiel empfohlen haben: אין שמירה אלא בקרקע

Nach vollendeter Kur ging dann mein Vater — es dürfte 1834 gewesen sein — nach dem benachbarten Pohrlitz, welches ebenfalls wie Eibenschitz etwa eine deutsche Meile von Kanitz entfernt liegt. Der dortige Rabbiner hieß Löbel Freund, war aus Holleschau in Mähren gebürtig und starb 1855 als siebenundachtzigjähriger blinder Greis. Man nannte ihn gewöhnlich Reb Löb Berlin, vermuthlich hatte die Familie einmal Beziehungen mit Berlin gehabt. Ihm bewahrte mein Vater ein besonders liebevolles Andenken, und darum weiß ich von ihm mehr zu erzählen. Pohrlitz war eine Gemeinde von beiläufig demselben Umfange wie Kanitz — es hatte 105 Familien gegen 111 von Kanitz. — Zu meiner Zeit war es viel besser situirt als meine Vaterstadt, zur Zeit meines Vaters war es jedoch ein sehr armer Ort, der viel durch eine Feuersbrunst gelitten hatte; auch genossen seine Bewohner nicht des besten Rufes, man nannte sie Pohrlitzer Ganowim, was daher gekommen sein soll, daß Pohrlitz an der Hauptstraße, die von Brünn nach Wien führt, gelegen war, und daher Diebshehlerei schwunghaft betrieben wurde. Im Uebrigen mag die Sache jedoch in dem in diesen Gemeinden herrschenden Lokalpatriotismus seinen Grund gehabt haben, und jede Gemeinde hatte in der anderen ein solch ehrendes Epithet. So hießen die Kanitzer wegen der bei uns häufigen Ueberschwemmungen Wasserköpp'; die Eibenschitzer wegen ihrer übertriebenen Sauberkeit Kehrbesen, die Nikolsburger wegen ihrer berühmten Küchel und zugleich mit Anspielung auf die abgekürzte hebräische Schreibung נ״ש Nascher, die Protznitzer wegen ihrer eifrigen Antheilnahme an der sabbatianischen Bewegung Schäbsen, vom Volke als Schöpsen verstanden, die Boskowitzer aus einem mir unbekannten Grunde Lahmköpp', die Holleschauer Narren, die Mißlitzer wohl wegen der sumpfigen Beschaffenheit des dortigen Bodens Misleper — vom slavischen Miroslav — Frösch'.

Reb Löb Berlin war vor Trieschet als Rabbiner in Kanitz aufgenommen worden, hatte aber die Annahme der Stelle, die er schon zugesagt hatte, später abgelehnt, und da er meinem Großvater, der damals Vorsteher war, die Zusage gemacht und dieser ihn seines Wortes entbunden hatte, war er meinem Vater besonders zugethan. Als eine besondere Auszeichnung nahm er

ihn am Freitag Nachmittage in die Synagoge mit, wenn er aus der Thora den wöchentlichen Abschnitt las und sein Vater durfte dem Rabbi beim An- und Auskleiden der Thora behilflich sein. Bei diesem Anlasse hatte er ihm einmal eine Gewissensfrage vorgelegt. Er hatte nämlich am Sabbath vorher einen Leuchter von der Stelle gerückt und dieses unbedachte Verbrechen ließ ihm die ganze Woche keine Ruhe; erst am darauffolgenden Freitag faßte er den Muth, dem Rabbi, als er in der Synagoge mit ihm allein war, seine Gewissensangst zu entdecken. Der Rabbi gab ihm eine leichte Buße auf. Was sie war, wußte mein Vater nicht mehr, als er mir die Geschichte erzählte. Wir Epigonen wissen eben nicht mehr, wie ernst es unsere Altvorderen mit einer Sünde genommen haben. In der „Allgemeine Zeitung des Judenthums," 1862, las ich, daß ein Jude im Badischen sich am Sabbath hatte photographieren lassen und dann Gewissensbisse darüber empfand. Er ging zu seinem Rabbiner, und dieser trug ihm auf, vierzig Tage zu fasten und das Bild zu verbrennen. Der Korrespondent fügt hinzu, er hätte auch noch täglich ein Bündel Heu essen sollen. Ernster ist der Fall, den der Nikolsburger Rabbiner Mendel Krochmal, gestorben 1661, in seinen Gutachten mittheilt. Ein Nikolsburger Jude, der in dem niederösterreichischen Städtchen Laa hausieren ging, war an einem Freitag auf dem Heimwege von einem heftigen Schneesturme überrascht worden. Mit großer Mühe gelang es ihm, das erste Haus des Ortes zu erreichen, während der Junge, der ihn begleitete, nicht mehr vorwärts konnte und erfror. Der Mann fragte den Rabbi um Rath, und der Letztere entschied, daß den Mann, der seinem Jungen zugeredet hatte, zurückzubleiben, und das Menschenmöglichste gethan hatte, um ihn zu retten, keine Schuld treffe, doch solle er zur Beruhigung seines Gewissens auf das Grab des Jungen gehen und ihn in Gegenwart von zehn Leuten um Verzeihung bitten, dann solle er vierzig Tage fasten und für den Rest seines Lebens an jedem Erew Rosch Chodesch und in den zehn Bußtagen sich ein Fasten auflegen. Reb Löb Berlin muß also sehr nachsichtig gewesen sein, wenn mein Vater die ihm aufgetragene Bußprozedur vergaß.

Der Rabbi war aber durchaus kein Liberaler, wie die nachfolgende Geschichte beweist. Zu den älteren Schülern gehörte ein gewisser Eiseck Mischoel, der mit seinem Familiennamen Löwi hieß und meines Vaters Chaserbocher (Korrepetitor) war. Eiseck Mischoel war der Sohn des Pastocher Rows, eines ungarischen Rabbiners — den Namen Pastocha kann ich in Ritters geographischen Lexikons nicht finden, es muß also eine jüdische Entstellung sein.— Er heirathete später eine Verwandte meines Vaters, eine Tochter des einmal erwähnten Moische Reb Gasches, und nahm meinen Vater nach Ungarn mit. Er wurde Rabbiner in Groß Kanisza, wo er der Gemeinde nicht modern genug war und dem berühmten Leopold Löw weichen mußte. Später wurde er in Szanad Rabbiner, wo er um 1870 starb. Beiläufig sei erwähnt, daß einer seiner Söhne Redakteur eines Wiener Blattes war und vielleicht noch ist. Ebenso mag gleich hier erwähnt werden, daß der Vater dieses Eiseck Mischoel, Reb Gedaljah, der Pastocher Row, ein Chosid war, der jeden Morgen vor dem Gebete in die Mikweh (Ritualbad) ging und sich im Winter das Eis dort aufhackte, um sein Bad zu nehmen. Das wird uns

den Wandel der Zeiten klar machen. Eines Tages traf mein Vater den Rabbi in höchster Aufregung. Denk dir einmal, Berl, rief er ihm entgegen, Eiseck Mischoel war hier, und sagt mir ein Stückchen Thoire. Ich sage ihm auch ein Stückchen Thoire, und in der Debatte fällt mir das Taschentuch auf den Boden; Eiseck Mischoel bückt sich, um es aufzuheben und dabei fällt ihm ein großes, dickes Trefepossel (deutsches Buch) heraus. Stell' dir vor, wer sollte sich denken, Eiseck Mischoel wird an Schabbes ein Trefepossel bei sich tragen! Man kann sich aus diesem Geschichtchen leicht einen Begriff machen, was solche Rabbiner davon denken mußten, wenn ein Mann wie Samson Hirsch, der solche Trefepossels sogar geschrieben hatte, Landesrabbiner wurde.

Sonst war aber der alte Reb Löb durchaus keine weltflüchtige Natur. Er liebte einen kleinen Scherz und begann immer seine Vorträge mit einem Witzwort. Wie viele Andere seinesgleichen hatte er seine Karriere als Geschäftsmann begonnen. Wie es gewöhnlich bei den Jeschibajüngern ging, hatte er, als er in das heirathsfähige Alter trat, mit Vertrauen auf den rabbinischen Spruch: „Wer das Leben giebt, giebt auch zu leben," geheirathet, und da sein Schwiegervater ein Viehhändler war, begann er auch dasselbe Geschäft. Natürlich dauerte es nicht lange und er war mit seinem erheiratheten Gelde fertig und mußte Rabbiner werden. Von seinen Erfahrungen im Geschäftsleben erzählte er selbst die folgende Anekdote. Einst kam ein Mann zu ihm und sagte: Reb Löb, ich habe eine Kuh zu verkaufen. Reb Löb fragte: Was kostet die Kuh? Der Verkäufer sagte erstaunt: Wie heißt, was die Kuh kostet, seht Euch sie doch erst an. Was Euch gelegen? erwiderte Reb Löb. Ob ich sie sehe oder nicht, ist doch einerlei, sagt mir gleich, was sie kostet. Einmal hatte er einen Wagen nach Brünn. So etwas war noch zu meiner Knabenzeit eine „Gelegenheit," wie man treffend sagte, und Viele suchten sich diese Gelegenheit zu benützen, um die sonst kostspielige Reise zu machen oder Fracht zu verschicken. So kam denn ein bekannter Geizhals zu ihm mit der Frage: Reb Löb, was kostet ein Zentner Ladung? Reb Löb, der seinen Mann kannte, wußte, daß dieser sich mit dem Zentner Ladung meine. Er nannte absichtlich einen niedrigen Preis und zur festgesetzten Stunde erschien der Mann, um sich verfrachten zu lassen. Reb Löb that nicht im Mindesten überrascht und ließ den Mann auf dem Wagen Platz nehmen. Absichtlich zögerte er mit dem Verladen, bis der Mann auf seinem Sitze eingeschlafen war. Kaum hatte Reb Löb dies bemerkt, als er ihn mit starken Stricken anbinden ließ. Der arme Passagier schrie begreiflicherweise jämmerlich, aber Reb Löb sagte: Für einen Zentner Ladung bin ich verantwortlich und muß ihn gegen Diebstahl sichern. Begreiflicherweise erklärte sich der Zentner Ladung sofort als Passagier, der schon selbst darauf sehen wolle, daß ihn niemand stehlen solle.

Als nun Reb Löb in Pohrlitz Rabbiner wurde, hatte er eine Opposition. Diese kam von zwei Talmudisten des Ortes, die das Amt der Dajanim bekleideten und in dem Rabbiner einen Eindringling sahen. Sie trugen die Pelzmütze, die damals die rabbinische Würde bezeichnete, und einen Bart, während der durchschnittliche mährische „Baalbos" glatt rasiert war. Da der richtige Talmudist die Kenntniß der minutiösen Gesetze über das Gebet

als unter seiner Würde betrachtete, während solche Kleinigkeitskrämer wie diese Dajanim gerade darin ihre Stärke hatten, setzten sie ihm arg zu, und der gemeine Mann, der ebenfalls in der Kenntniß des Gebetritus das Um und Auf des rabbinischen Amtes erblickte, sah auf den Rabbiner ebenso mit Kopfschütteln, wie etwa der gemeine Mann bei uns einen romanischen Philologen mit Kopfschütteln ansehen würde, der sich mit einem normännischen Bauern nicht in seinem Dialekt unterhalten könnte. Reb Löb, dem diese Reden zu Ohren kamen, rächte sich in sehr origineller Weise. Er begann eine Predigt mit folgenden Worten: „Es steht geschrieben: Richter und Aufseher sollst du dir einsetzen in allen deinen Städten, die der Herr dein Gott dir giebt, für alle deine Stämme. Darauf sagt Raschi: Richter sollst du dir einsetzen für alle deine Stämme in allen deinen Städten. Merkwürdig! Was hat da Raschi damit gesagt, wenn er die Ordnung umkehrt? Ich will das nun mit einem Moschel (Parabel) beantworten. Es war einmal ein Rosch Medine (ein jüdischer Landesdeputierter, wie sie zum Zwecke der Steuerbemessung, welche immer auf die Judenschaft des ganzen Landes gelegt wurde), gewählt wurden; der war ein großer, mächtiger Oischer adder. Wenn er ist auf den Wa=ad (Gemeindetag) gegangen, ist er auf einem Esel geritten, der Esel hat ein goldiges Choimet (Kummet=Halsgeschirr) getragen, und er hat getragen ä goldige Mutz. Wie er is gestorben, hat er gelassen zwei Sühn'. Jeder vun die Sühn' hat gewollt haben dem Choimet und die Mutz. So sind sie zum Besdin (Gericht) gegangen und das Besdin hat ä Peschore (Ausgleich) gemacht, man soll dem Chammer anthun dem Choimet und die Mutz und soll ihm schlagen Makkes achsorijes (unbarmherzig), bis er wird in die Midber (Wüste) eneinlaafen, und dann werd man sehen, was er werd machen. Wie der Chammer ist in die Midber gekommen, sind alle Chajes ro=es (Bestien) derschrocken und sind geloffen zum Löben und haben geschrieen: Adoini Melech (Majestät) eppes ä neie Chaje Ro=e (Unthier) ist beschaffen geworn, das werd uns gewiß alle auffressen. Der Löb ist derschrocken, hat sich aber nix wissen gemacht und hat gesagt: Holt's mer den Fuxen. Wie der Fux is gekommen, sagt er: Fuxleben, mein Kind, du bist doch ä Chochem, seh' du dir des Maiseh (Geschichte) an. Der Fux kimmt zurück un lacht un sogt: Narren, was ez seits, nemmt's ihm erunter dem Choimet un die Mutz — dabei wies der Rabbi nach seinem Bart und nach seiner Mütze — was is er? A Chammer. Wie sogt Raschi? Richter sollst du dir einsetzen, Dajonim, zuerst für deine Stämme und dann in deinen Städten, Dajonim, was da können sein Dajonim, für deine Stämme überall und nicht nur derheim."

Von demselben kühlen Humor war er auch im Verkehre mit seinen Gemeindemitgliedern. Einer der reichsten Männer der Gemeinde war Schloime Schnabel, dessen Familie noch heute in derselben Gemeinde eine hervorragende Stellung einnimmt. Schloime kam öfter zum Rabbi zu Besuch und nach Art ungebildeter Menschen drehte sich sein Gespräch immer um seine Geschäfte, die natürlich dem Rabbi sehr gleichgiltig waren. Dabei rühmte er sich nach Art dieser Leute immer seines mächtigen Einflusses, seines „Tekifes," bei Amtsleuten, Gutsverwaltern und dergleichen. So klagte er

einmal über die schlechten Zeiten. Rebbe, sagte er, früher ist Alles anders gewesen. Da war ein Oberamtmann auf der . . . . Herrschaft, mit dem bin ich gewesen, Rebbe, was soll ich sagen, wie mit Euch, aber meint Ihr, es hätt' eppes gekost', osser ä Fennig. Reb Löb Berlin sagte ganz ruhig: Ihr braucht nicht erst zu schwören, Reb Schloime. Wenn Ihr seid gewesen mit ihm wie mit mir, weiß ich doch schon, es hot nix gekost'.

Auch seinen Schülern gegenüber war er immer heiter. Wenn sie mittags von ihm fortgingen, sagten sie: Guten Appetit, Rebbe; er aber erwiderte: Ich darf Euch keinen guten Appetit wünschen, sonst möchten mich Euere Balbattim — die armen Jungen aßen alle Freitische — verschelten. Unrecht dürfte er kaum gehabt haben. Die Bewohner des Ghetto waren arm, jeder Bissen war berechnet und dabei waren sie mit Ausgaben überbürdet. Schließlich waren sie auch nicht sehr zart, und der arme Bocher hörte oft böse Reden. Der Freitisch bestand aus einem Frühstück und Mittagsbrod, zum Abendbrod gab es bei besonders generösen Leuten ein Stück Schwarzbrod und einen Apfel, den man dem Bocher mittags mitgab, sonst auch nichts. Man hatte wohl im Allgemeinen Mitleid mit einem Kinde in der Fremde und man betrachtete begreiflicherweise die Unterstützung des Bochers als einen religiösen Akt, aber man war, wie gesagt, nicht sehr zart in diesen Verhältnissen, und häufig war auch die Tasse Kaffee des morgens eine Last. Der arme Bocher hatte auch Tage, wo er keine „Täg'" hatte und dann mußte er sehen, wie er fertig wurde. So erzählte mir mein Vater, wie er einst an dem Fasttage des 17. Tamus keinen „Tag" hatte und am Abend um einen Kreuzer Aepfel kaufte, um anzubeißen, allerdings erhielt man neun um einen Kreuzer. Er wohnte bei einem Lohnfuhrwerker, der selbstverständlich auch nicht die Manieren eines Hofrathes hatte. Der arme Teufel, der die ganze Woche über sich schwer rackerte, feierte seinen Sabbath durch Schlaf. Wenn das arme Bocherl Freitag abends vom Essen nach Hause kam, nickte der Quartiergeber, der auch sonst dem Kidduschwein reichlich zuzusprechen pflegte, in seinem Stuhle und auf das „Gut Schabbes" des Eintretenden sagte er regelmäßig: Host de gut zu essen gehabt? und auf die bejahende Antwort hieß es dann: Nu, ä so ä Diemet (Diamant) soll ich haben, was du noch hättst fer ä Strudel essen. Und darin wird er wohl kaum Unrecht gehabt haben.

Die Jeschiba umfaßte Bocherim jedes Alters. Einer von ihnen, Reb Ajern (Aron) Wolf, Vater des gegenwärtigen Wiener Rabbiners Dr. Jonathan Wolf, war damals verlobt und der Rabbi sagte: Weil du wirst Chassene haben, werden wir וכת״ה, die Gesetze über die Reinheit der Frauen, lernen. Mein Vater war damals etwa fünfzehn Jahre alt. Zu den ältesten Bocherim gehörte der um 1885 in Brünn als Dajan verstorbene Reb Feisch Frischauer, der gerade kein hervorragender Geist war. Als es ihm einmal passierte, daß er sich in der Interpretation einer tosaphistischen Stelle irrte und mein Vater ihm das nachwies, wurde er so böse, daß er dem kleinen Bocherl einen Patsch gab. Ich stand mit Reb Feisch zur Zeit meiner Brünner Amtsthätigkeit auf sehr gutem Fuße. Er war damals ein recht interessanter Typus einer längst entschwundenen Zeit. Er war über sechzig Jahre

Mohel gewesen, und in seinem Mohelregister fand ich die Notiz: „Am neunten Ab vollzog ich die Beschneidung eines unehelich geborenen Kindes und ich fragte meinen Lehrer (Markus Benedikt), ob ich Festtagskleider anlegen dürfe und er bejahte es.“ Wir wissen gar nicht, welche Fortschritte wir gemacht haben.

Leonard Lewisohn.

Ein Gedenkblatt.

Von **S. H. Sonneschein.**

Das war ein prächtiger Novembertag, als ich im Spätjahr 1860 meinen Posten an der höhern jüdischen Bürgerschule in Hamburg antrat. Ich war von Dr. Baruch Placzek, der seine Stellung als Direktor der Anstalt mit dem Amte des damals eben creirten Brünner Oberrabbinats vertauschte, für den hebräischen Klassenunterricht in der Prima und Secunda vorgeschlagen worden. Ich hatte bereits einen zweijährigen Cursus in der „Yeschibah“ des mährischen Landesrabbiners absolvirt und folgte nur zu gerne dem Rathe meines geliebten Meisters, der mich für die Uebernahme des genannten Postens meiner Jugend ungeachtet — ich war erst 21 Jahre alt — als völlig geeignet auf's nachdrücklichste empfohlen hatte.

Ich trat meinen Posten an. Es war dies für einen so jugendlichen Neuling keine Kleinigkeit. Und als mir, und zwar mit Fug und Recht, zugemuthet wurde, ich solle in der Secunda einen Probeunterricht über ein von dem Schulvorstande dazu ausgewähltes Pensum ertheilen, ehe mir auch die Prima anvertraut würde, schickte ich mich ohne Weiteres in die allerdings völlig unvorbereitete Aufgabe. Für die beiden Oberklassen standen die schwierigen Psalmen und Jesaiah, Kapitel 13—35 auf dem Katalog, und selbstverständlich waren bei der Bewältigung dieses Lehrstoffes eine gründlichere Kenntniß der exegetischen Behelfe sowie eine gewisse Unabhängigkeit in der Methode vorausgesetzt. So weit so gut! Aber daß man mir eine völlig außerhalb des Rahmens stehende Lection zuweisen würde, darauf hatte ich nicht gerechnet. Aber verschüchtert war ich doch nicht.

Die paar Herren, welche mich in das Klassenzimmer eingeführt hatten, waren auf's Aeußerste freundlich und liebenswürdig, und auch mein gewisses Selbstvertrauen ließ mich nicht im Stich. Und so nahm ich denn das Pensum, die ersten zehn Verse des Deborah-Liedes im Buche der Richter, vor, um prima vista vorzulesen, zu übersetzen und zu erklären. Die Klasse war nicht zu groß, höchstens achtzehn Knaben, im Durchschnittsalter von vierzehn Jahren und eine ganz aufgeweckte Schaar. Es ging alles glatt, und ich merkte bald, daß ich auf die Schüler wie auf die Commission einen guten Eindruck machte. Da kamen wir zum 7ten Verse. Ich übersetzte, allerdings von Raschi und anderen Autoritäten absehend: „Die zuversichtliche Führung in Israel hörte auf.“ — Da wurde ich von einem der Herren unterbrochen

und um meinen Nachweis für diese neue Version gebeten. Ich erklärte, daß ich hier der Septuaginta gefolgt sei, und daß ja dasselbe Wort im elften Verse sich wiederhole und dort unmöglich im hergebrachten Sinn als „Landbevölkerung“ aufzufassen ist. Das genügte. Doch vollkommen unbefriedigend war meine zweite Abweichung vom recipirten Text der deutschen Version. Die ging, wie es schien, wider alle Ebenheit. Ich hatte übersetzt: „Bis du aufgestanden, Deborah!“ Hier wurde ich sofort unterbrochen. „Schakamti“ heiße: „Bis ich aufgestanden! Das Pronomen zweiter Person sei durchaus nicht am Platz!“ — Ich wollte eben meine abweichende Auffassung begründen, da gab ein Knabe in der ersten Bankreihe sein Zeichen, daß er um's Wort bitte. Es ward ihm ertheilt. Ein kräftiger, breitschulteriger, rothwangiger Junge erhob sich, und sprach mit ruhiger, klarer Stimme: „Bitte! Am letzten „Sabbath Nachmu“ hörte ich an der Mittagstafel meines Vaters dieselbe Uebersetzung aus dem Munde des Oberlehrers Munk in Altona, der bei uns zu Gaste war.“ — Als ich ihn dann aufforderte, uns dies schlicht zu erklären, sagte er: „Herr Munk sprach von dem ersten Vers der „Megillath Echa“ und dem Satze: „Wie sitzt sie vereinsamt, die volkreiche Stadt!“ und betonte die poetische Form „Rabbathi“ mit dem „Yod Suffix“ für Rabbath, und erklärte gleichzeitig das „Schakamti Deborah“ in derselben Suffix-Form für die Anrede zweiter Person!*) — Nun?! Da hatte ja der Knabenmund für mich gesprochen! Ein allgemeiner stiller Beifall folgte auf dieses unvorhergesehene Intermezzo. Ich führte ununterbrochen meinen Probevortrag zu Ende, und sowohl mir, wie dem wackern, so wohlunterrichteten Jungen, aber ganz besonders dem Letzteren, wurden Complimente gemacht. Am folgenden Sabbath war ich Ehrengast bei Herrn S. Lewisohn Jr., denn sein Sohn Leonard war's, dessen Gedächtniß und guter Wille mir so ohne Weiteres und schlagend eine unangenehme Polemik ersparte!

Ich lege dieses „Vergißmeinnicht!“ auf den frischen Grabhügel nieder! — „Secher Zaddik li-brocho!“

*) Dieselbe Uebersetzung findet sich in der eben erschienenen neuen deutschen Bibelübersetzung von Dr. Bernfeld (Berlin, Calvary & Sohn), auf die ich ausführlich in dem nächsten Heft zurückkommen will.

Den Dieb zu bestehlen ist auch Diebstahl (ibid).

Gewöhne deine Zunge zu sagen: Ich weiß nicht, damit du keiner Unwahrheit geziehen werdest (Berachot 4a).

Rabbi Nachman bar Jizchak sagte: Warum wird die Thora mit einem Baume verglichen, wie es heißt (Sprüche 3, 18): „Ein Baum des Lebens ist sie für die, welche an ihr festhalten?“ Um dir zu sagen: Wie man mit einem kleinen Stückchen Holz die größeren Stücke anzündet, so regen die Jünger der Wissenschaft den Geist der großen Meister an. In diesem Sinne sagte Rabbi Chanina: Viel lernte ich von meinen Lehrern, mehr von meinen Schulgefährten, doch am meisten von meinen Schülern. (Ibid 7a.)
S. M.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Eine Parodie, die keine ist!

Gelehrte spintisiren fein
Und tüfteln gar viel aus.
Der Eine brockt die Wahrheit ein,
Der And're grinst beim Schmaus.
Sie balgen um das Stümpfchen Licht,
Als wären's nit gescheidt —
Da kömmt die Bibel mir in Sicht,
Und ich bin vom Spuck befreit!

Sie schwören auf des Meister's Wort,
Als stünd' es bombenfest;
Doch fegt der Wind die Bude fort,
Ist leer das ganze Nest.
Die Zweifel steigen, ach! zu Hauf,
Es schwillt die Räthselflut —
Ich schlage meine Bibel auf
Und schöpfe frohen Mut.

Zuletzt versinkt der ganze Tand,
Es ballt das Dunkel sich.
Mir winkt des lichten Engels Hand,
Ich zögere. Meint er mich?
Da spricht er mild: „Mein bist Du, mein!
Halt' mich nchit auf, und komm'!"
Da pack' ich meine Bibel ein,
Und folg' ihm still und fromm! —

Nachträge zu den jüdischen Gedenktagen.

Mai.

1. 1849 Isaak Bernays, Chacham, Hamburg, gest.
   1901 Jakob Freiherr von Mayer, Finanzier, Koburg, gest.
2. 1832 Abraham Berliner, jüdischer Geschichtsschreiber, Obersitzko, geb.
   1893 Johann Schnitzler, Laryngologe, Universitäts-Professor, Wien, gest.
6. 1830 Abraham Jacobi, Kliniker, New York, Hartum, geb.
7. 1884 Beer Goldberg, hebräischer Literat, Paris, gest.
10. 1795 Joachim Edler von Popper, Finanzier und Wohlthäter, Prag, gest.
11. 1785 G. B. Depping, jüdischer Historiker (Christ), Münster, geb.
12. 1832 Jakob Freiherr von Mayer, Bibra, geb. (s. 1. Mai.)
15. 1850 Wolf Hamburger, berühmter Talmudist, Fürth, gest.
17. 1899 Josef Rabbinowitz, Gründer der judenchristlichen Sekte „Neu-Israel," Kischinew, gest.
18. 1729 Mordechai Mokiach, sabbatianischer Propagandist, Preßburg, gest.
    1891 Hillel Lichtenstein, Rabbiner und pietistischer Schriftsteller, Kolomea, gest.
19. 1873 Friedrich Karl Stahl, Irrenarzt, Konvertit, Karthaus-Prill, gest.
21. 1829 Lazarus Geiger, Philologe, Frankfurt a. M., geb.
22. 1811 Leopold Löw, jüdischer Theologe, Czernahora, geb.
    1834 Adolf Ludwig Cohn, Historiker, Konvertit, Breslau, geb.
    1843 Adolf Baginsky, Mediziner, Universitäts-Professor, Berlin, geb.
24. 1862 Samuel Löw Citron, hebräischer Essayist, Minsk, geb.
31. 1839 Hermann Adler, Chief-Rabbi von England, Hannover, geb.
    1855 Anton von Rosas, Mediziner und antisemitischer Schriftsteller, Wien, gest.

Judenthum und seine religiöse Entwickelung im Neunzehnten Jahrhundert.

Von Dr. S. H. Sonnenschein.

Abhandlung, gelesen vor der Zentralkonferenz amerikanischer Rabbiner in Philadelphia am 3. Juli 1901.

(Aus dem Englischen übertragen)

In einer kurzen Abhandlung, wie diese nothgedrungen sein muß, ist es unmöglich, mehr denn einige der hervorragendsten Resultate andeutungsweise zu geben. Vor einer Versammlung gelehrter Kollegen ist es gewiß nicht nöthig, ausführliche Thatsachen zu bezeichnen oder besondere Persönlichkeiten anzuführen.

Was ist Judenthum? Der geschichtliche Vermittler für das Aufbauen der wahren Gottesidee, und ein solcher, der eine rein ethische Religion lehrte, als auch bethätigte. Es bedarf jedoch Tausender von Jahren, um einen solchen Universalglauben aufzubauen und das Feld für eine solche allgemeine Ethik klar zu machen. Es bedarf Tausender von Kampfanstrengungen und Hunderter von schwererrungenen Siegen.

Ueber diesen Punkt sind wir alle einig, der starre Vertheidiger des alten Judenthums sowohl, als auch der radikalste Fortschrittskämpe im neuen Judenthum. Allein die Vergangenheit ist eine vollendete, unwiderrufliche Thatsache, während der Zukunft neue Arbeiten, Schwierigkeiten und Zweifel harren. Und dennoch ist das Judenthum sich dessen bewußt, daß es alle Schwierigkeiten überwindet und alle Zweifel verscheucht.

Es war dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten, diese dem Judenthum innewohnende geistige und moralische Kraft in einer bis dahin nie betretenen Richtung zu erproben und zu erweisen. Dieses neunzehnte Jahrhundert war vor Allem nicht ein Friedensstifter, sondern ein Pfadfinder! Und während die Revolution an seiner Wiege stand, so steht nun, nach Schluß dieses neunzehnten Jahrhunderts, die Evolution, das heißt, eine genau definirte, langsame, doch sichere Entwickelung zur höchsten und besten Form alles Lebens auf festem Grund und Boden.

Der heilbringende Gnadenhort und Jungbrunnen des Judenthums liegt in seiner ursprünglichen, unverwüstlichen Behauptung, daß die Religion erhaben sei über die Rasse und das lebendige Wort geheiligter ist, als der todte Buchstabe.

Während der vorhergegangenen Jahrhunderte, als auf die spanische Inquisition die Kirchenreformation folgte, befand sich das Judenthum in einem Zustande der Erstarrung und der Betäubung. Es machte einzig und allein ein Inventar seiner geistigen Errungenschaften und befriedigte sich mit dem, was ihm noch verblieben war.

Im siebzehnten Jahrhundert wurde Baruch Spinoza, der erste, welcher einen heroischen und ehrlichen Versuch zur Erweckung neuen Lebens machte,

aus der Synagoge verbannt. Er war viel zu früh gekommen und seine Stimme wurde zum Schweigen gebracht. Im achtzehnten Jahrhundert erfaßte Moses Mendelssohn mit scharfem Blicke die Hauptursache des intellektuellen Stillstandes des Judenthums. Er machte es sich zur Lebensaufgabe, einen Kanal zu erbauen, der einen frischen Strom zuführen und das abgestandene Wasser ableiten sollte. Sein Werk war von Erfolg begleitet, doch wurde dasselbe bald durch die stürmischen Zeiten der französischen Revolutiou und der Napoleonischen Kriege unterbrochen. Und hier beginnt die neue Aera des Judenthums, hier die Bewegung, die bestimmt war, die erstaunenswertheste Rekonstruktion, nicht der Grundprinzipien und des traditionellen Organismus, sondern der zeremoniellen, liturgischen und akademischen Institutionen herbeizuführen.

Zwei Strömungen oder vielmehr Gegenströmungen zeigten sich in der durchgängig religiösen Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts, sowohl in der mohammedanischen, als auch in der christlichen Welt. Doch nirgends wurden diese Strömungen stärker empfunden und nirgends haben dieselben mehr und gründlicher aufgeräumt, als in dem Mittelpunkte jenes jüdischen Volksgebietes, welches von diesen neuen Gewalten der Zivilisation und des Fortschritts den stärksten Impuls und die stärkste Aufmunterung empfing, dort, wo die Grenzlinie des Morgen- und des Abendlandes liegt. In jenem mächtigen Strudel, einerseits erzeugt durch die streitbare Orthodoxie und ihren Kampfgenossen, den Feudalismus, anderseits durch den Ansturm des Skeptizismus und der Rebellion, verlor jedoch die wettergeprüfte Sache des israelitischen Glaubens nie ihr Gleichgewicht. Und dieses wunderbare Gleichgewicht wurde blos durch eine eigenthümliche und doch einfache Steuerung erhalten. Denn man mag sagen, was man wolle, das Judenthum steht immer noch am Ruder.

Wo auch immer der Geist der freien Forschung und das Verlangen nach radikalen Veränderungen die Gefahrlinie zu erreichen schien, da trat der leidenschaftslose Verstand in die Schranken und setzte sich in berechtigter Weise den zerstörenden Tendenzen entgegen. Denn im Grunde ist das Judenthum vorzüglich der stärkste Exponent des Glaubens an die Vernunft und der Vernunft im Glauben. Es ist der Selbsterhaltungstrieb der religiösen Wahrheit, die einer religiösen Körperschaft innewohnt, und Selbsterhaltung muß, besonders in einer auf Institutionen sich stützenden Religion, gleichbedeutend mit Fortschritt sein! Auf der andern Seite war auch die Eiferwuth der Verfechter des Stillstandes, der hin und wieder Boden zu gewinnen schien, keineswegs eine Errungenschaft der überzeugenden Glaubensstärke. Der gelegentliche Triumph der Orthodoxie war stets nur unter dem Schutze einer parteiischen oder despotischen Regierung möglich. Das mittelalterliche Ghetto war so sehr daran gewöhnt, die Hilfe der Regierung anzurufen, wenn es von einem Feinde bedroht wurde, daß sogar zu unserer Zeit, als mit der politischen Freiheit auch Religionsfreiheit zustande kam, das emanzipirte Ghetto den religiösen Fortschritt mit Hilfe der weltlichen Polizeigewalt bekämpfte. Und dennoch waren diese vereinzelten Triumphe gerade kraft ihrer

Vereinzeltheit nur von krampfhafter Dauer. Und so wurde der Kampf mit steter Verschiebung fortgesetzt.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wüthete der Kampf am heftigsten. Dieser Streit hatte jedoch mehr den Karakter eines unterseeischen Wirbels, als den einer offenen Feldschlacht. Die christliche Welt kannte oder bemerkte kaum die greifbarsten Punkte der trübenden Gährung .... Der letzte Schimmer der Mendelsohn'schen Aera wich vor dem bestimmteren, doch zu verfrühten Plane des „Culturverein für die Wissenschaft des Judenthums." Die Wissenschaft sollte an die Stelle der Tradition treten; alle trockene Schulgelehrsamkeit und aller Legendenkram sollte den Resultaten der neuen Forschungen und der fruchtbaren vergleichenden Studien Platz machen. Und hier gestatte man mir zu bemerken, daß, sowie in der glänzenden Epoche der jüdischen Renaissance in der Blüthe des Mittelalters alle Kräfte sich im Gebiete der westarabischen und lateinischen Reiche entfalteten, so müssen wir in demselben Lichte das Hauptgebiet der religiösen Entwickelung unseres neunzehnten Jahrhunderts in jenen ausgedehnten Ländern suchen, wo das slavische Gebiet das teutonische berührt und umzingelt.

Der Kampf zwischen dem Elemente des Stillstandes und dem des Fortschritts, zwischen der östlichen und westlichen Welt, zwischen den starren Ghetto- und den modernen Kulturjuden, dauerte fort. Es war ein mächtiger, ein erschöpfender Kampf um's Dasein! Er war um so anhaltender, um so stärker, weil zwei friedenstiftende Faktoren zwischen die pfadsuchenden Kämpfer traten.

Das orthodoxe Lager wechselte seine Frontstellung und machte eine Flankenbewegung. Anstatt aller modernen Wissenschaft und Kultur durch ein striktes Verbot und eine strenge Abwehr den Eingang völlig zu erschweren, ließ die Orthodoxie diese neuen Vermittler der Zivilisation unter gewissen beschränkenden Regeln und mit systematischer Vorsicht zu. Um das Gift der Reform unschädlich zu machen, unterwarf man die Wissenschaft einer Quarantäne und wurde die Kultur desinficirt. Dies beschränkte allerdings in bedeutendem Maße die Freiheit der Forschung, die energische Entfaltung aller erziehlichen Kräfte in der Litteratur und im sozialen Leben; konnte jedoch den thatsächlichen Fortschritt nicht hemmen. Gerade die Schlagworte, welcher die romantischen Wiederbeleber des Ghetto sich bedienten, die Worte Orthodoxie und Neologie trugen das erborgte christliche Gepräge, und waren daher durchaus nicht koscher! Doch solcherart ist die Kurzsichtigkeit aller Kompromisse. Es ist dies stets ein Symptom der Schwäche und nicht der Stärke. Dasselbe kann man von jenem Bestreben behaupten, daß zu gleicher Zeit einige der einflußreichsten Fortschrittsmänner geflissentlich kund thaten. In ihrem Eifer, die Gegner zu versöhnen und für ihre Sache zu gewinnen, wurden sie offenbar etwas ängstlich und allzu vorsichtig. Sie wurden in der That orakelhaft. Jeder Schritt in der Vorwärtsbewegung wurde gehemmt durch ein zimperliches Erwägen, durch die kleinlichste Analyse und Inquisition: warum? woher? wofür? wozu? Eine solche scholastische Auseinandersetzung war natürlich nur zeittödtend und ärgernißerregend. Diese sogenannte

historische Methode, von furchtsamer Vorsicht beschränkt und von keinem Funken freien Muthes beseelt, erfreute sich nie der Zustimmung der Massen und blieb ohne alle lebensfähige Wirkung. Paßregulirungen werden nie eine Bewegung befriedigen, die, ihres Rechtes sich bewußt, vorwärts schreiten will! Das Judenthum des neunzehnten Jahrhunderts, entschlossen, sich vom Dumpfsinn des Ghetto zu befreien, verlangte offene Bahn, und keine Zollschranken!

Wenn in Wahrheit das Judenthum der historische Vermittler für eine definitive und universelle religiöse Lebensauffassung sein soll, so muß es der keimenden Saat ebensoviel Aufmerksamkeit schenken, als der schon eingeheimsten Ernte. Gerade dieser Mangel an Aufmerksamkeit auf die dringenden Forderungen der Frühlingszeit verdarb die anderweitig so herrlich begonnene wissenschaftliche Oekonomie der sogenannten historischen Schule. Doch ein Erfolg wurde dennoch augenscheinlich von jener historischen Schule erzielt. Sie stand als eine Prellvorrichtung da, die den heftigen Zusammenstoß zwischen der Lokomotive des Fortschritts und den schwerbeladenen Frachtwagen bedeutend abschwächte. Nach und nach wurde die Starrheit des Dogmas vom wahren Lebensgeist der Lehre ersprießlich angeregt. Der dogmatische Despotismus verlor sogar in den ältesten Ghettos an Boden, und die verschrobenste Frömmigkeit begann, sich einige Würde beizulegen und einige Zeichen von Ernst und Tiefe zu zeigen. Die Eisrinde fing an, unter der angenehmen Wärme einer neuen Theologie zu schmelzen .... Was ist diese neue Theologie?

Unter all dem Tosen und Lärmen eines langen Streites gewann merkwürdigerweise die sanfte, leise Stimme der ursprünglichen Thora an Umfang und Stärke. Der kreischende, rauhe Diskant des Pilpuls, der einschläfernde Lullgesang der kabbalistischen Beschwörungen blieben endlich ganz unbeachtet. Die unnützen Haarspaltereien der völlig entarteten Jeschiba wurden aufgegeben, und sogar die Orthodoxie mußte die Kunst der unfehlbaren Logik erlernen. Es handelte sich einfach um Rechtbehalten gegen Haarspalten. Der romantische Symbolismus eines modernisirten Ghettos konnte fürder den Werth einer kritischen Untersuchung, natürlich blos in ihrer mildesten Form, nicht mehr abläugnen, und die wissenschaftliche Methode wurde sogar auf die konservativste rabbinische Erziehung angewandt. Das akademische Glockenzeichen war das Todtengeläute des ghettogewohnten Minhag und der fossilen Halacha! Die neue Aera der Freiheit und des Gesetzes war da, und auf die Dauer.

Es ist eben nicht die Bestimmung des Judenthums, an ritueller Schwindsucht oder an geistiger Verkommenheit zu sterben. Altersschwäche ist ein Wort, das man nicht in einer jüdischen Enzyklopädie findet. Sein Jugendborn ist immer frisch und sprudelnd. Was man als die dichteste Finsterniß ansah, war einfach die Vorläuferin der Morgendämmerung. Die Kämpen des mittelalterlichen Ghetto traten löwenmuthig in die Schranken am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, geberdeten sich jedoch viel sanfter am Ende desselben. Aus dem Schoße des Winters wurde der Frühling geboren, denn in der That wurde jeder erfolgreiche Pionier der Reform an den Brü-

sten der Talmudschule genährt. Die glänzendsten Jünger der Jeschiba wurden die Gründer der unwiderstehlichen Reformbewegnng, waren die Wiederhersteller des vom Verfall bedrohten Gebäudes und des wiedergewonnenen prophetischen Judenthums . . . . Und diese prophetische Wiedergeburt bedeutete eine neue Theologie. . . . .

Zuerst galt das Bestreben der Frage, wie dem Gottesdienste in der Synagoge Würde und Schönheit zu verleihen und derselbe viel ausdrucksvoller zu gestalten sei. Jene tolle Manier, mit lauter Stimme zu schreien, und der Wahn, daß der Mann mit der stärksten Lunge am schnellsten im Himmel erhört werde, wurden alsbald eines Bessern belehrt. Jener chaotische Zustand der öffentlichen Andacht, wobei die gottesdienstliche Versammlung in Wirklichkeit das Aussehen einer öffentlichen Versteigerung hatte, das ungestüme Drängen, Bieten und Meistfeilschen um die göttliche Gnade uud Barmherzigkeit nichts anderes war, als das Balgen vor dem geistlichen Ladenkram, — alles dies verschwand und machte der Ordnung, der Harmonie und der Gehobenheit des Gedankens und des Gefühls Platz. Das Schema Jisrael wurde wieder der intellektuelle Schlachtruf, Sieg und Frieden dem Judenthum verkündend. Die Engels-Keduscha wurde wieder das, was sie sein sollte, das Responsorium des Himmels auf die entzückte Sehnsucht alles Irdischen. Das Kor'im umischtachawim war nicht mehr die kriecherische Verbeugung des Sklaven, sondern der hingebende Gruß des freigeborenen Dieners für seinen Herrn und König! Der altehrwürdige Psalm und der klassische Piyut, von den Flügeln des von süßer Melodie begeisterten Gesanges getragen, wurde wieder der andachtsvolle und vernunftgemäße Aufschwung des Geschöpfes zu seinem himmlischen Schöpfer. Die „Schul" erhob sich wieder zur Würde eines Heiligthums im Kleinen (מקדש מעט) und ward in Wirklichkeit ein Tempel in kleinerem Maßstabe. . . . . Das Matobu wurde nicht mehr gewohnheitsmäßig in nachlässiger, andachtsloser Eile hergemurmelt. Das Borchu und das Adonoi echod uschemo echod ertönten nicht mehr an Orten mit unwürdiger Umgebung . . . . Und dieser Fortschritt, einmal angebahnt, wurde nie widerrufen! Die Würde des Gottesdienstes blieb von nun an aufrecht erhalten. Auch die Orthodoxie betrat diese Bahn des Fortschritts und führte die Würde und den Anstand bei der Gottesverehrung ein.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Bücke dich vor dem Fuchs, wenn er in Macht ist. Megilla 16 b.

Liebe den, der dich zurechtweist, und hasse den, der dir lobhudelt. Abot de R. Nathan 32.

Die Liebe überschreitet das Maß und der Haß überschreitet das Maß. Sanhedrin 105 b.

Uebernimmst du Vieles, hast du nichts übernommen; übernimmst du Weniges, hast du etwas übernommeu. Rosh Hashana 4 b; Yoma 80 a.

Gebet.

O Herr! der mir in schwerster Stunde
Die Kraft zu überwinden gab,
Der mich mit starker Hand beschützte,
Deß Wort mir ward zum festen Stab:

Zu Dir ruf' ich nun wieder flehend:
O Vater, steh auch jetzt mir bei,
O gieb, der Du das Glück gesendet,
Daß ich des Glückes würdig sei!

⚜ ⚜ ⚜

Ein Hauch der Gottheit.

Ein Hauch der Gottheit weht, und löst
Des Winters starre Bande,
Aufjubelt die Natur erlöst:
„Der Frühling ist im Lande!"

Es weicht die kalte Wintersnacht
Des Morgens ros'ger Schöne;
Auf jedem Halm, der froh erwacht,
Thaut eine Dankesthräne.

Es keimen Knospen ohne Zahl
Im wunderbaren Wehen,
Es feiern Flur und Feld und Thal
Ein festlich Auferstehen.

O Frühlingsluft und Wonnigkeit,
Wie jauchzt ihr frohe Kunde,
Bringt Botschaft der Unsterblichkeit
Mit glockenhellem Munde!

Ein Hauch der Gottheit weht, und löst
Des Winters starre Bande,
Aufjubelt die Natur erlöst:
„Der Frühling ist im Lande!"

Louise Mannheimer.

Der Gelehrte soll nicht stolz sein auf sein Wissen. Kiddusch̄in 31 a.

Heil dem, dessen Alter seine Jugend versöhnt! Talmud Jeruschalmi Baba Kamma 5, 4.

Verläßest du die Thora (Studium) einen Tag, wird sie dich zwei Tage verlassen. Talmud Jeruschalmi Ende Berachot.

Hast du viel Thora gelernt, so thu dir nichts zugute darauf, denn dies war deine Bestimmung. Abot 2, 5.

Der Eindruck eines Rabbiners vom Oberamergauer Passionsspiel. *)

(Aus dem Englischen übersetzt von H. M.)

I.
Einleitung.

Was denken Sie von Christus? Diese Kardinalfrage, die, seitdem das Christenthum zur Welt gekommen unzählige Male von unzähligen Menschen hinsichtlich des Neuen Testaments gestellt und wieder gestellt wurde, hat im vergangenen Jahre einen Rivalen erhalten in der Frage: „Was denken Sie über das Passionsspiel?" Man konnte letzten Sommer keinen Tag in Europa zubringen, ohne diese Frage und ihre Beantwortung zu hören, welch' letztere stets so verschieden ausgefallen ist, wie es die Antworten auf jene Frage hinsichtlich Christus immer zu sein pflegen. Und diese Frage hat den Atlantischen Ozean überspannt und ist hier beinahe so allgemein geworden, wie jenseits des Meeres. Wo immer es von jemand bekannt geworden, daß er in Oberamergau gewesen, da ist die allererste Frage, die an ihn ergehen wird, sicher die: „Was denken Sie über das Passionsspiel?"

Bis auf den heutigen Tag war meine Antwort stets eine ausweichende. Ich konnte nicht loben und ich mochte nicht verurtheilen. Ich konnte nicht verurtheilen, ohne eventuell meinen christlichen Fragesteller zu verletzen; ich konnte nicht loben, ohne bei meinem eigenen Glaubensgenossen damit Aergerniß zu erregen. Ich fühlte, daß eine vernünftige und vorbedachte Antwort auf eine so komplizirte Frage, wie diese, entweder einen intelligenten Fragesteller, der in der biblischen Wissenschaft, spezuell in der neutestamentlichen Kritik genügend Bescheid weiß, oder einen vorurtheilslosen lernbegierigen Zuhörer, der willig ist, die Wahrheit, die volle Wahrheit — gleichviel, ob sie mit seinem Glauben übereinstimmt oder ihm zuwiderläuft — zu hören, zur nothwendigen Bedingung hat. Da aber solche Fragesteller und solche Zuhörer sehr selten sind, so hielt ich es für weiser, lieber nichts zu sagen als etwas auszusprechen, das, wenn mißverstanden, die Konfusion nur noch konfuser machen könnte.

Hier aber auf dieser Kanzel fühle ich kein Bedenken. Hier ist jene vorbereitende Arbeit in der Bibelkritik bereits gethan; hier ist die Fähigkeit, die unummwuundene Wahrheit zu hören, mag sie sich den liebgewonnenen Phantasien noch so todbringend erweisen, so sehr entwickelt, daß Einer seine ehrliche Meinung nicht zurückzuhalten braucht aus Furcht darüber, er könnte jemanden beleidigen oder fanatischem Widerspruch begegnen. Hier betrachte ich es sogar als meine Pflicht, eine volle Antwort zu geben auf die Frage: „Was denken Sie über das Passionsspiel?" Denn jedesmal, wenn ich dieses Spiel sah, fühlte ich, daß, während es einerseits kein geringes Kompliment für die

*) **A Rabbi's impression of the Oberammergau Passion Play by Rabbi Joseph Krauskopf, Philadelphia** 1901.

Juden ist, daß ein Stück, in welchem fast alle Schauspieler jüdische Charaktere darstellen, in einem Sommer eine Viertelmillion hochgestellter Personen von allen Theilen der Welt anziehen konnte, es doch anderseits nichts giebt, das geeigneter wäre, in den Herzen dieser Leute das bereits vorhandene Vorurtheil gegen den Juden zu befestigen und den allgemeinen Haß gegen ihn zu verbreiten, als gerade dieses Passionsspiel von Oberammergau. Es waren Momente, wo ich beim Anhören dieses Spiels und dem Ansehen so vieler plumper Entstellungen des jüdischen Volkscharakters das Gefühl hatte, als wenn ich aufstehen und all' den Tausenden, die den Zuschauerraum füllten, laut erklären müßte, daß alles, was sie gehört und gesehen haben, soweit es den typischen Juden darstellen wollte, als Thatsache unhistorisch, als Auslegung falsch und in den daraus zu ziehenden Schlüssen grausam ist.

Allein, da nach der Lehre Shakespeare's Dulden das Kennzeichen unseres Stammes ist, so unterdrückte ich meine Gefühle und verhielt mich ruhig, wie wir Juden seit achtzehnhundert Jahren zu thun gezwungen waren, gezwungen, Ungerechtigkeit, Mißdeutungen und Schimpf zu ertragen als Lohn dafür, daß wir der zivilisirten Welt so viele ihrer noblen Charaktere, die meisten ihrer hohen Ideale und alles, was zu ihrer heiligsten Literatur gehört, gegeben, als Lohn dafür, daß wir dem Christenthum sein Leben und alles, das die Menschheit als des Lebens höchste Güter betrachtet, geschenkt haben. Als der Zug das pittoreske Oberammergau verließ, fiel mein letzter Blick auf ein von dem unglücklichen König Ludwig von Baiern im Hintergrunde des Städtchens auf einem hohen Hügel errichtetes Gruppenmonument, welches Christus auf dem Kreuze mit der Jungfrau Maria und dem heiligen Johannes zu seinen Füßen darstellt. Dieses stolze Denkmal hatte ein tragisches Schicksal. Als es nämlich nach seinem Platze bergaufwärts geführt wurde, entgleiste plötzlich der Wagen und die Statue des St. Johannes fiel unglücklicherweise auf den Bildhauer, der sie geschaffen, und schlug ihn todt. „Wie bezeichnend ist doch das Schicksal des Bildners jener gewaltigen Gruppe für das Schicksal der Juden!" dachte ich, als ich noch den letzten Abschiedsblick auf die Statue geworfen hatte. Er, der Jude, war der mächtige Bildner des Christenthums; sein schöpferisches Genie war es, das ihm seine gewaltige Ausdehnung gegeben; es war sein Schlägel und sein Meißel, der das Bild Jesu in seiner thurmhohen Größe gemeißelt hat, und als Lohn dafür fiel das Christenthum über ihn, den Juden, her, als er gerade den Anlauf zur Größe nahm, als seine Kraft gerade zu wachsen anfing, und preßte und drückte — allerdings nicht zu Tode, da der Jude nicht aus Sterblichem geschaffen — ihn nieder; nieder zu der untersten Stufe der Menschheit.

Aber ich bin bereits am Ende des Spiels und im Begriff, das Dorf zu verlassen, während ich noch kein Wort über meine Ankunft im Dorfe oder über das Spiel selber und die Schauspieler gesagt habe. Es war kurz nach Mittagszeit an einem Augusttage letzten Sommers, daß unser Zug das weitberühmte Oberammergau erreicht hatte. Man brauchte keinen Schaffner, um von ihm zu erfahren, daß wir am Ziele unserer Reise angelangt sind, denn der Lärm und die Aufregung, das Drängen und Treiben, das Rufen und Schreien in einem Babel von Sprachen waren sichere Anzeigen, daß wir das

einzige Dorf in der Welt erreicht haben, nach welchem solche Menschenmassen mit einem Male sich schaaren und darin mit so wenigen Bequemlichkeiten vorlieb nehmen. Das erste, was beim Absteigen mein Auge gefangen nahm, war ein großer Eisenbahnschuppen, der weit und hoch über die kleinen Hütten des gebirgsumsäumten Dorfes hinausragte. Ein solch' großer Bahnhof für einen so kleinen Platz war verblüffend; aber ehe eine Stunde verging, erkannte ich, daß jenes Gebäude, welches ich für einen Bahnhof gehalten, das Theater war, in welchem seit Mai zwei und drei Mal wöchentlich das berühmte Passionsspiel vor mehr als hunderttausend Personen aufgeführt wurde und in welchem es bis September ebenso oft in der Woche vor Hunderttausenden fortgesetzt werden wird.

Wenn ich mich über das Theater geirrt hatte, so konnte ich mich dagegen über die Schauspieler nicht gut irren. Es bedurfte keines Führers, der sie Einem zeigen soll. Der Knabe, der deinen Koffer trägt, der andere, der dich zum Quartier führt, die Hausleute, die dich an der Thür empfangen, das Mädchen, das dich am Tische bedient, der Mann, der dir die Schuhe putzt, die Frau, die dir die Kleider reinigt, die Kinder, die zu ihren Füßen spielten, die Männer, die dich im Geschäft oder an den Ständen, im Restaurant oder auf der Post bedienen, die Leute, die die Schafe hüten, alle sind sie Schauspieler, alle leicht erkenntlich — die Männer und die Knaben durch ihr langes auf die Schultern herabwallendes Haar, die Frauen, wie auch die Männer durch das, was ich einen biblischen Anstrich des Gesichts nennen möchte. Denn die Leute dieses Dorfes haben — seitdem eine Seuche vor ungefähr dreihundert Jahren unter ihnen zu wüthen aufgehört hatte — dieses Spiel alle zehn Jahre den ganzen Sommer lang während so vieler Generationen als Dankopfer aufgeführt, daß es einen seelischen Einfluß auf ihr Aussehen und ihre Manieren, auf ihre Denk- und Redensart ausgeübt haben muß. Ihre Beschäftigung mit dem Herstellen von Kruzifixen und Heiligenbildern und die Gegenwart solcher Bilder in allen Straßen und Ecken des Dorfes haben zweifellos einen gleichen Einfluß auf die physische und geistige Gestaltung dieser Leute geübt.

Mit einer Gebirgsszenerie, die ihm einen fast palästinensischen Hintergrund verleiht, erscheint dieses Dorf wie ein Stück von Judäa, in's Herz der baierischen Alpen verflanzt. Die Bevölkerung scheint mehr der Vergangenheit als der Gegenwart anzugehören. Die Stimme der modernen Bibelkritik hat in der Abgeschiedenheit dieser Gebirgsgegend niemals einen Widerhall gefunden. Die Einwohner dieser Gegend sind von keinem Zweifel geplagt, von keinem Unglauben bedrückt, denn ihr Glaube ist niemals angezweifelt worden. Man ist eben so geneigt, sie zu beneiden wie zu bemitleiden — zu beneiden wegen der Wärme und der Tiefe ihres Glaubens, zu bemitleiden wegen der blinden Glaubensseligkeit, die den gottgegebenen Verstand vollständig in Fesseln geschlagen hat. Ueber ihren Gesichtern ist ein Ernst verbreitet, der geradezu frappirend ist. — Sie, die noble Rollen darstellen, spielen sie nicht blos auf der Bühne, sondern sie l e b e n dieselben mit, sie leben sie in ihrem Altagsleben. Anton Lang, der Dorfstöpfer, und Anna Flunger, des Postmeisters Tochter,

scheinen außerhalb der Bühne ebensosehr Jesus und Maria zu sein, wie auf der Bühne. Sie spielen weder zum Vergnügen, noch um Geld zu verdienen. Sie haben immer wieder und wieder alle verlockenden Einladungen, ihr Spiel in Wien, Paris und New York aufzuführen, zurückgewiesen. Es ist für sie keine Geld,- sondern Religionssache.

Sie haben ihre Ambitionen, wie andere Menschen, aber keine von weltlicher Natur. Ihr heißester Wunsch ist, einmal werth befunden zu sein, eine führende Rolle im Passionsspiel zu spielen, ihr höchster Ehrgeiz ist, eines Tages Jesus oder die Jungfrau Maria darzustellen. Für diese Rollen scheinen die Kinder von der Wiege aus vorbereitet zu werden. Das Leben hat für sie kein höheres Ziel, der Himmel selber kennt nichts Erhabeneres. Wenn wir in die Herzen der Oberamergauer Mütter sehen könnten, so würden wir dariu zweifellos nichts anderes als die heißesten Gebete finden, daß sie es erleben mögen, ihre Kinder einst entweder als Jesus auf dem Kreuz oder als Maria und St. Johannes zu seinen Füßen zu sehen — genau so wie die fromme Mutter in dem Israel früherer Zeiten zu beten gewohnt war, daß der erwartete Messias in ihrem Sohne zur Erscheinung kommen möge, oder, wenn sie eine Tochter gebären sollte, dieselbe die Braut dieses Messias werden möchte; genau so, wie sie ihre Knaben mit der größten religiösen Sorgfalt erzogen hat, weil sie nicht wußte, in welchem Zeitpunkte er sein Messiasthum offenbaren und die Erlösung Israels unternehmen würde. Als man Josef Mayr, der die Rolle Jesus' während drei Dezennien gespielt hatte, benachrichtigte, daß nun ein jüngerer Mann für diese Rolle ausersehen wurde, soll er beinahe zusammengebrochen sein, so daß es, um sein Leben zu retten, nothwendig war, für ihn eine neue Rolle, nämlich als Chorführer in allen siebzehn Akten, zu schaffen. Ein Oberamergauer Mädchen soll lieber auf's Heirathen verzichten als das Recht, auf die vielumworbene Rolle der jungfräulichen Mutter-Gottes zu verlieren, da nämlich einer verheiratheten Frauensperson diese Rolle nicht erlaubt ist. Ich glaube ganz bestimmt, daß, wenn die baierische Regierung zu einigen dieser Dorfsbewohner käme und ihnen die Wahl gäbe, König von Baiern zu werden oder die Jesusrolle im Passionsspiel zn spielen, sie ohne Zögerung antworten würden: „Lieber einen Tag die Jesusrolle haben, als das ganze Lebenlang ein echter König sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gelehrter, der jähzornig ist, verliert sein Wissen. Pesachim 66 b.

Bei drei Dingen thut sich der wahre Karakter des Menschen kund: beim Becher, bei der Börse und beim Aufbrausen. · Erubin 65 a.

Kein Mensch scheidet von hinnen, der die Hälfte seiner Wünsche befriedigt hätte: sind ihm hundert Wünsche gewährt worden, strebt er nach hundert anderen Dingen; hat er die Erfüllung von zweihundert Wünschen erreicht, ist sein Sinn auf zweihundert andere gerichtet. Midrasch Kohelet I, 13.

Rundschau.

Die Gründung eines orthodoxen Rabbinerseminars ist jedenfalls das hervorragendste Ereigniß innerhalb des amerikanischen Judenthums in der letzten Zeit. Für die Orientirung europäischer Leser sei das Folgende bemerkt. Als eine im November 1885 zu Pittsburg abgehaltene Rabbinerversammlung ein freisinniges Programm aufstellte, vereinigten sich einige konservative Rabbiner, um eine Pflanzstätte für orthodoxe Rabbiner zu schaffen. Dieselbe führte bis jetzt ein kümmerliches Dasein, da die von Isaac M. Wise 1875 geschaffene Schule in Cincinnati reichlicher fundirt, viel besser unterstützt und im ganzen Lande populär war, und ihre Zöglinge zu den hervorragendsten Stellen des Landes berufen wurden. Nach Wise's Tode, 26. März 1900, machte sich eine Bewegung geltend, welche das Hebrew Union College nach einer größeren Stadt verlegen wollte. Diese Bewegung scheiterte; dafür wurde von anderer Seite der Gedanke angeregt, das Theological Seminary von New York besser auszugestalten. Der Grundstock wurde von dem um alles Edle hochverdienten Jacob H Schiff in New York gelegt, der aus eigenen Mitteln ein großes Haus zu erbauen versprach und dem Stammfonds 100,000 Dollars widmete. Zwei andere Wohlthäter, Leonard Lewisohn, und Mayer Guggenheimer gaben je 50.000 Dollars, so daß das Stammkapital sofort 200,000 Dollars betrug, daneben versprach Schiff, für die ersten drei Jahre einen Beitrag von je 5000 Dollars und der Advokat Louis Marshall 1000 Dollars Die generösen Spender wollten diese Fonds nicht einem schon bestehenden Institute ausliefern und gründeten daher ein neues unter dem Namen Thological Seminary of America, welches das bestehende Theological Seminary absorbiren sollte. Diese Absorbirung, in euphemistischer Weise Amalgamirung genannt, wurde am 30. März von dem Kuratorium der älteren Anstalt ratifizirt. Die neuen Statuten anerkennen ausdrücklich den Zweck der alten Anstalt, die jüdische Religion auf der Basis des traditionellen und historischen Judenthums zu lehren und zu üben als den ihrigen an. An die Spitze dieser Anstalt wurde Dr. Salomon Schlechter, Professor der rabbinischen Literatur in Cambridge, berufen, der sich besonders durch die Entdeckungen wichtiger alter Manuscripte in Cairo einen wohlverdienten Namen erworben hat. Neben ihm tritt an die Spitze des Kuratoriums Dr. Cyrus Adler, der auf dem Gebiete semitischer Philologie und amerikanisch jüdischer Geschichte Tüchtiges geleistet hat und Bibliothekar an dem Nationalmuseum, Smithsonian Institution in Washington ist. So ist denn die Austalt in Bezug auf ihre Fundirung und in Bezug auf ihre Leitung unter sehr günstigen Auspizien ins Leben getreten. Eine andere Frage ist es freilich, wie es mit der Orthodoxie derselben beschaffen sein wird. Die bisherigen Erfahrungen erlauben in dieser Hinsicht kein günstiges Prognostikon. Einige der radikalsten Reformer auf der amerikanischen Kanzel sind aus der Schule des seligen Würzburger Rabbiners S. S. Bamberger hervorgegangen. Auch das New Yorker Seminar hat in seinem kurzen Bestande die meisten seiner Kan-

didaten an Reformgemeinden abgegeben, wie ein orthodoxer Rabbiner kürzlich im „American Israelite" hervorhob. Einer dieser Kandidaten, der in Jacksonville, Florida, fungirt, vollzog neulich eine Trauung mit unbedecktem Haupt, ohne Chuppa und unter Gestattung eines musikalischen Programmes, wobei Frauen mitwirkten. Man stelle sich einen solchen Fall bei Zöglingen des Hildesheimer'schen Seminars in Berlin vor! Er wie andere seiner Kollegen fungiren in Gemeinden, die das Gebetbuch der Rabbinerkonferenz eingeführt haben, aus welchem jede Beziehung auf einen persönlichen Messias, auf die leibliche Auferstehung der Todten und so wichtige Theile des Rituals wie das Mussaph verschwunden sind. Wird das nun anders werden? Schwerlich! In dem sehr interessanten Briefe, mit welchem Jacob H. Schiff seine großherzige Schenkung begleitet hat, spricht sich der Plan der Gründer der neuen Anstalt aus. Man hofft durch eine konservative Anstalt das Vertrauen der eingewanderten Polen und Russen zu gewinnen und sie dadurch schneller zu zivilisiren, oder wie man hier sagt, zu amerikanisieren. Ob das möglich ist, wird die Zukunft lehren. Wahrscheinlich ist es nach bisherigen Erfahrungen nicht. Wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß man orthodoxe Gemeinden in Amerika erziehen und erhalten wird. Die jüdische Orthodoxie greift zu sehr in das Leben ein und geräth daher mit dessen Bedürfnissen zu sehr in Konflikt. Wäre sie auf das Gebiet des Dogmas beschränkt, wie das im Protestantismus der Fall ist, oder hätte sie wie die katholische Kirche eine priesterliche Macht, die jeden Konflikt durch ihren Machtspruch lösen könnte, wäre das etwas Anderes. Bei den Juden ist jeder Gläubige sein eigener Beichtvater. Niemand kann ihn auf einen Papst verweisen, der alles besser versteht und der gewiß alle diese Widersprüche gelöst hat. Der Durchschnittsjude wird sich wohl nicht daran stoßen, daß das Buch Daniel 350 Jahre später verfaßt sein soll, als der Autor uns glauben machen will, hingegen wird es ihm sehr beschwerlich fallen, auf Butter, die nicht koscher gesiegelt ist, zu verzichten, oder fertige Kleider nicht zu kaufen, weil sie aus Wolle und Leinen gearbeitet sein könnten. Unseren Gemeinden fehlt die traditionelle Autorität europäischer Anstalten und unseren Juden die den Bürgern monarchischer Staaten natürliche Willigkeit sich traditionellen Autoritäten zu fügen.

Die letzte Versammlung des deutsch-israelitischen Gemeindebundes wirft noch immer ihre Wellen in der Diskussion in der jüdischen Presse, und das ist insoferne von Interesse, als die alte Gespensterfurcht vor einer jüdischen Hierarchie einerseits und die Bestrebungen nach gesetzlich geschützter Stellung anderseits dabei eine Rolle spielen. Was die Rabbiner von dem Gemeindetage verlangten, ist im Prinzipe gewiß berechtigt. Ein Mann, der sein Leben einem Ziele zuwendet, welches ihm weder große Reichthümer, noch soziale oder politische Macht sichert, sollte innerhalb seiner Sphäre äußerlich und moralisch eine gewisse Sicherheit finden. Derjenige, welcher formell als Lehrer der Gemeinde auftritt, soll nicht blindlings die ihm vorgeschriebene Religion vertreten müssen. Anderseits läßt sich nicht leugnen, daß die Gemeinde einen Schutz gegen Willkür braucht. Berlin hat ganz besonders diese Erfahrung gemacht. Seine Rabbiner haben sich vor fünfzig Jahren gegen die leiseste Aenderung im Ritus erklärt.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie schon Cheile besucht?“ unterbrach er sich.

„Nein!“ war die entschieden abgegebene Antwort. „Wir stehen nicht so miteinander, daß ich ihr einen Besuch schuldig wäre.“

Lipschitz schien unangenehm überrascht. „Nun, in Familienangelegenheiten kann sich ein Fremder nicht mischen,“ sagte er. „Ich dachte nur gerade, weil es ihr schlecht geht, wird sie darauf rechnen, daß der Bruder aus Amerika.... nun, ich meine.... sie besuchen wird. Ihr Mann ist beinahe ganz gelähmt und stocktaub; die Söhne sind in der Welt, keiner taugt etwas, und die Tochter, die zu Hause ist, ist halbblöde; kurz, sie ist ein großer Rachmones.“

„Das thut mir leid!“ erwiederte Max. „Viel zu leisten, bin ich leider nicht im Stande, und das Wenige, was ich ihr geben kann, will ich ihr schicken. Sie persönlich aufzusuchen, fühle ich mich nicht gestimmt. Es ist ihre Schuld, wenn ich, wie meine Freunde sagen, eine Verbitterung ins Leben mitgenommen habe, die mich das Gute nicht recht genießen und das Böse doppelt hart empfinden läßt. Sie wissen wohl, daß ich nach dem Tode meiner Mutter zu ihr in Pflege gegeben wurde. Ich kann heute noch nicht ohne Erbitterung daran denken, wie sie mir alle Tage vorrechnete, daß sie bei dem allerdings geringen Kostgelde, das die Gemeinde für mich bezahlte, an mir Schaden habe. Das kann Einem niemand nachfühlen, was es bedeutet, wenn man als achtjähriges Kind bei jedem Bissen Brod hören muß: „Du frißt mich arm!“ Oft genug habe ich meinen Hunger unterdrückt, weil ich mich vor den bösen Reden gefürchtet habe, die ich immer erhielt, wenn ich, von der Schule kommend, um einen Apfel oder um ein paar Nüsse bat. Als ich einmal mit knapper Noth dem Tode durch Ueberfahrenwerden entgangen war und blutend nach Hause gebracht wurde, hatte sie an nichts Anderes als an meine zerrissenen Kleider zu denken, und daran, daß sie in dem ersten Schrecken vergessen hatte, das Fleisch vor dem Salzen in's Wasser zu legen. Dafür that sie denn reichlich Buße durch Fasten und durch Beten an den Gräbern, aber die Mißhandlungen, die ich von ihr zu erdulden hatte, und die Beschimpfungen meiner armen Mutter, die ich alle Tage zu hören bekam, verursachten ihr nicht die geringsten Gewissensbisse. Glücklicherweise war der Unfall, der mich beinahe das Leben gekostet hätte, der Anlaß zu einer Wendung in meinem Geschicke. Der Lehrer Vogel, der immer ein großes Interesse an mir genommen hatte, kam gerade ins Haus, als Cheile über meine zerrissenen Kleider und über ihre Sünde beim Fleischsalzen jammerte und meine Mutter verwünschte. Das verletzte ihn so sehr, daß er mich in sein Haus nahm. Es ist eine meiner schmerzlichsten Enttäuschungen, daß ich ihn nicht mehr unter den Lebenden finde.“

Max hielt inne, und seine thränenfeuchten Augen bewiesen seine innere Erregung. Es dauerte eine Weile, bis er seiner Erregung so weit Herr wurde, um weiter zu sprechen.

„Wie geht es seiner Tochter? Wissen Sie es vielleicht? fragte er.

„Ich komme wenig unter Leute und kümmere mich nicht um das, was in der Gesellschaft vorgeht," war die Antwort. „Doch weiß ich zufällig, daß sie verheirathet ist und ein Mädchen hat. Ihr Mann ist aus einer Bernstädter Familie und, wie man sagt, sehr vermögend. Er hat eine Fabrik von Baumwollstoffen in Wannburg, lebt aber in der Hauptstadt. Sie hat sich nicht leicht entschlossen, ihn zu heirathen, denn er ist ein Krüppel, hat ein Bein so kurz, daß er immer auf Krücken gehen muß; aber als er sich um sie bewarb, war ihr Vater schon ein sehr kranker Mann, er litt an einem Kehlkopfkrebs und wußte, daß seine Tage gezählt seien. Da war es begreiflicherweise sein heißester Wunsch, sein einziges Kind versorgt zu sehen, und sie fügte sich. Wie ich höre, sollen sie übrigens ganz glücklich mit einander leben."

„Wenn er gelebt hätte," sagte Max nach einer Pause, „hätte ich sicherlich die Reise nach Bernstadt gemacht, aber, wie jetzt die Dinge liegen, habe ich kein Interesse mehr an dem Orte, der nur trübe Erinnerungen in mir erwecken würde."

„Werden Sie nicht einmal das Grab des gottseligen Vaters besuchen?" fragte Lipschitz im Tone sichtlichen Befremdens.

Max schüttelte stumm den Kopf. „Ich bin," sagte er nach einer Weile, „hieher gekommen, um den alten Vetter Dowid Löb zu besuchen; ich würde tagelang zu Fuß wandern, um meinen Vater kennen zu lernen, aber an seinem Grabe fühle ich mich ihm nicht näher, als in meiner Studierstube in New York. Stünde ich heute dort, müßte ich unwillkürlich an Cheile denken, wie sie damals, als ich den Unfall erlitt, an denselben Platz eilte, um des Vaters Fürbitte zu erlangen, damit ihr die Sünde des Fleischsalzens ohne vorheriges Wässern verziehen werde. Dabei müßte ich mir dann wieder denken, daß mein Vater ihr durch die Erziehung, die er ihr gab, eine solche Lebensauffassung beibrachte, daß sie eine unwissentliche Uebertretung der Speisegesetze für ein Unglück ansah und in einem Athem ein Waisenkind, ihres eigenen Vaters Kind, mißhandelte und ihres Vaters verstorbene Gattin verwünschte. Dieser Gedanke würde mir die pietätvolle Gesinnung zerstören, die ich gegen meinen Vater hege."

„Sie thun Unrecht!" sagte Feiwel Lipschitz mit feierlichem Ernste. „Ihr gottseliger Vater ist ein edler Mensch gewesen, einer von denen, wie man sie heute nicht mehr unter den Rabbinern findet. Geld war bei ihm gar nichts. Was ihm die Rebbezin gelassen hat oder, was er bekommen hat, ohne daß sie es wußte, hat er an arme Leute vertheilt; heute ist das anders."

„Kennen Sie meinen Freund Steinbach?" unterbrach ihn Max.

„O ja, sehr gut," war die Antwort. „Der ist allerdings eine Ausnahme. Davon habe ich selber eine Probe erlebt. Ich war bei einer Hochzeit, bei der er die Trauung vollzogen hat, und wollte ihm, wie es üblich ist, ein Geldstück geben, er wies es aber auf das Entschiedenste zurück und, als ich mich entschuldigte und sagte, ich wollte ihm nur meine Verehrung

beweisen, sagte er: „Wenn Sie Ihr Geld durchaus los sein wollen, geben Sie mir es für einen armen Studenten." Ich wollte es ihm übergeben, er nahm es aber nicht an; ich mußte es durch die Post an den jungen Mann schicken."

„Nun sehen Sie," fiel Max lächelnd ein, „die Welt ist doch nicht so vollständig degenerirt."

„Das ist doch ein großer Unterschied!" sagte Lipschitz kopfschüttelnd. „Herr Doktor Steinbach ist ein vermögender, kinderloser Mann. Seinen Gehalt schickt man ihm alle Monate auf die anständigste Weise in's Haus und sonst führt er ein ruhiges, bequemes Leben, aber Ihr Vater hat seine vier Gulden die Woche gehabt und war auf die paar Groschen angewiesen, die ihm die Leute zu den Festtagen gegeben haben. Schließlich, welches Leben haben diese Leute geführt! Um vier Uhr morgens aufgestanden; zwei Mal die Woche gefastet; einen Spaziergang hat man sich gar nicht gegönnt. Dabei hat er an sich und an seine Kinder vergessen, wenn er gesehen hat, daß einer seiner Bocherim Noth leidet. Ihm ist Cheile nicht ähnlich, die ist nach ihrer Mutter gerathen, der Rebbezin Kröndel, den Rebbens Kren, wie Schemarje Chasen sie zu nennen pflegte."

„Wir gerathen auf etwas Anderes," unterbrach Max, „und Sie versprachen mir doch, die Geschichte Ihrer Frau zu erzählen."

„Ja wohl," sagte Lipschitz. „Es war eben durch die Erwähnung von Cheile, daß ich den Faden verloren habe. Die Rebbezin Kröndel war eben eine Verwandte meiner Frau. Was für eine Art Verwandtschaft das war, weiß ich selbst nicht; es würde Sie auch nicht interessiren. Als Cheile heirathete, kam meine Frau, die noch ein ganz junges Mädchen war, in's Haus, um der Rebbezin, die sehr kränklich war, in der Wirthschaft zu helfen. Sie hat viel leiden müssen, und der Rebbe hat immer gesagt: „Gott wird Dir es einmal noch vergelten, was du thust." Ich war damals bei einem Pferdehändler in Bernstadt in Dienst und pflegte oft in's Haus zu kommen, um Aufträge zu bestellen, die mir Leute auf den Märkten für den Rabbi gegeben haben. Meistens waren es Bitten, daß der Rebbe für Kranke beten soll, und wie es schon geht, denn er war in der ganzen Gegend wie ein Heiliger verehrt. So bin ich mit meiner Seligen bekannt geworden. Gehabt haben wir Beide nichts, aber wir waren jung und genügsam, und ich habe gar keinen Kummer gehabt, wie ich mich ernähren würde. Meine Frau wollte aber nicht heirathen, weil die Rebbezin damals schon ganz hilflos war. Der rechte Arm war ganz gelähmt und auch die Zunge war theilweise gelähmt, so daß man sie nur schwer verstehen konnte. Schließlich war sie sechs Monate ganz bettlägerig, und der gottselige Vater sowie mein armes Weib haben furchtbar leiden müssen. Ich habe wiederholt gesagt, es sei übertrieben, so ihr junges Leben zu opfern, aber sie wollte nichts hören. Kurz, sie hat ausgehalten, bis die Rebbezin gestorben war und der Rebbe Ihre gottselige Mutter geheirathet hatte. Der Rebbe hat uns getraut und meine Frau noch besonders gebenscht, — ich erinnere mich dessen, als wenn es gestern gewesen wäre — indem er sagte: „Dir wird Gott nicht vergessen, was du an mir gethan hast,

und die Rebbezin Kröndel wird alle Tage für dich beten, daß dir Gott, gelobt sei er, Gutes thun soll für das, was sie dir Leides gethan hat."

Lipschitz hielt bewegt inne und hatte offenbar Mühe, seine innere Erregung niederzukämpfen. Es dauerte eine Weile, bis er wieder beginnen konnte.

„Es ging mir damals sehr gut," fuhr er fort. „Die Eisenbahn wurde gebaut und man brauchte viel Pferde, Last- und Kutschenpferde. Man war in jener Zeit nicht so genau wie heute, den Beamten sah man nicht so scharf auf die Finger. Ich konnte meine Preise machen und, da ich den Ingenieuren, die alle sehr flott lebten, immer Geld vorstreckte, waren sie alle meine Freunde. Schließlich habe ich nichts Unrechtes gethan. Ich habe nie eine falsche Angabe gemacht und nie einen Fehler bei einem Pferde verschwiegen, jedoch habe ich guten Profit genommen. Kurz, als ich zwei Jahre verheirathet war, hatte ich mein Haus gekauft und besaß noch ein kleines Vermögen. Noch im ersten Jahre unserer Ehe wurde uns ein Knabe geboren. Es war ein schönes, kräftiges Kind. Alle Eltern denken natürlich, ihre Kinder seien die schönsten und klügsten, und es kommt ja darauf gar nicht an, ob es so ist; die Hauptsache bleibt, daß man daran glaubt. Mein Jakob war auch wirklich ein bezauberndes Kind, und oft sprachen wir davon, meine Frau und ich, daß der Segen des Rebben sich an uns sichtbar erfüllt habe."

„Man soll sich aber über nichts zu sehr freuen. Eines Morgens wollte ich zeitig fort. Ich hatte eine große Lieferung für die Bahn und wollte nach Burghofen auf den Markt. Meine Frau wollte nun durchaus nicht zugeben, daß ich ohne Frühstück abreise; ich aber war sehr ungeduldig, lief in der Stube auf und ab und mag wohl ein bischen über die Weiber und ihre übertriebene Zärtlichkeit geschimpft haben. Meine arme Frau, die ein Engel an Geduld war, wurde ganz fassungslos, wenn sie etwas in der Eile thun sollte. Man soll aber nicht darüber grübeln; es war ein Verhängniß. Ja," fügte er mit feierlichem Tone hinzu, „wenn ich an gar nichts glauben sollte; eines lasse ich mir nicht ausreden: es giebt eine Bestimmung. Ich war ungeduldig und gerade fing das Kind an, unruhig zu werden und sie nahm es auf den Arm. Meine arme Frau wurde nun ganz verwirrt, lief bald von der Küche in die Stube, bald wieder von der Stube in die Küche, und da sie Alles recht schnell thun wollte, vergaß sie erst recht das Nöthigste. Da gewahrte sie, daß die Milch auf dem Heerde überlaufen wollte und lief rasch herzu, aber zu spät. Wie sie den Topf erhob, lief die siedende Milch über und verbrühte das Kind am Körper und die Mutter am Arme. Das arme Kind that nur einen Aufschrei und ich, in dem ersten Schrecken verlor ganz meine Fassung und schrie: „Du hast das Kind umgebracht, du Mörderin!" Da habe ich gesehen, was eine Mutter kann. Trotzdem sie fürchterlich verbrüht war, dachte sie keinen Augenblick an sich. Mit einem Male hatte sie ihre ganze Fassung gewonnen. Sie trug das wimmernde Kind nach seinem Bette, hatte in der kürzesten Zeit Baumwolle und Oel zur Hand und versuchte, ihm die Kleider auszuziehen. Da ich inzwischen doch ein klein wenig meine Fassung gewonnen hatte, wollte ich ihr helfen, ihren eigenen Arm zu verbinden. Sie wehrte mich aber sanft ab und sagte: „Ich habe mir gar nichts gethan,

Feiwelleben, geh' nur zum Doktor, daß er um Goteeswillen gleich zu dem Kinde kommt." Ich versuchte, sie zu trösten, obwohl ich selbst das Kind verloren gab. Mein Wagen stand vor der Thüre; in einer Minute war ich beim Doktor, der noch nicht aufgestanden war, und in fünf Minuten war ich zurück. Wenn ich die ärgsten Sünden begangen hätte, ich hätte sie abgebüßt, als ich das arme Kind sah, wie mit den Kleidern ihm die Haut abgezogen wurde, und wie es unfähig, sich zu bewegen und zu sprechen, nur wimmerte. Wir wickelten es in ölgetränkte Baumwolle ein. Ich schickte sofort den Knecht nach der Stadt um einen anderen Arzt. Beide schüttelten den Kopf, es gab keine Hilfe, sie versuchten meiner Frau zuzureden, ihren verbrühten Arm in die Schlinge zu legen, indem sie ihr die Gefahr eines Brandes vorstellten, aber keine menschliche Gewalt hätte sie von dem Bette weggebracht oder sie dazu bewogen, jemanden Anderen zur Pflege des Kindes zuzulassen. Zwei Tage hat das arme Kind gelitten, bis der Tod es endlich erlöste."

Lipschitz seufzte tief auf. „Was folgte," begann er wieder, „war noch schrecklicher. Ich war mir bewußt, dem armen Weibe ein schweres Unrecht zugefügt zu haben und versuchte, sie, so gut ich konnte, zu trösten. Es war aber Alles vergeblich. Ganze Nächte seufzte sie, ging unruhig in der Stnbe umher, saß stundenlang am Fenster und, wenn sie schon schlief, erwachte sie mit einem Aufschrei; sie hatte geträumt, sie werde als Mörderin verhaftet und zum Galgen geführt; und wenn ich dann sagte: „Laß' doch die Einbildungen sein; wenn das Unglück nicht bestimmt gewesen wäre, wäre es nicht geschehen. Was nicht zu ändern ist, ist nicht zn ändern. Gott wird uns ein anderes Kind geben und wir werden uns damit trösten;" schüttelte sie nur traurig den Kopf und murmelte: „Ich bin eine Mörderin, du hast es selbst gesagt, ich bin eine Mörderin." Ich durfte sie auch nicht berühren, ohne daß sie aufschrie: „Laß' mich, ich bin eine Mörderin!"

„Endlich wurde die Sache schlimmer. Sie fing an, bei Tage zu phantasieren. Sie schrie auf: „Siehst du, wie das Fleisch da herunterfällt! Oder: Man kommt sie holen! An den Galgen! Recht geschieht es ihr! Eine Mutter soll ihr eigenes Kind zu Tode martern! Der Galgen ist gar nichts! Sieden soll man sie, langsam in Oel sieden." Ich zog den Arzt zu Rathe. Er schüttelte den Kopf. Sie müssen sehen, sie auf andere Gedanken zu bringen. Wenn sie ein anderes Kind haben könnte, so wäre sie vielleicht heilbar. Ich erwiderte ihm, wie ihr Verhältniß zu mir sei, er rieth mir, es mit geistlichem Zuspruch zu versuchen.

„So ging ich denn zu Ihrem gottseligen Vater. Er war leidend und saß im Lehnstuhl. Ein ehrwürdiger Mann, etwa zweiundsechzig Jahre alt, obwohl er viel älter aussah. Seine Erscheinung hatte jedenfalls eine besänftigende Wirkung auf meine Frau geübt. Sie sprach ruhiger und zusammenhängender als sie seit dem Unglückstage gesprochen hatte. Der Rebbe redete ihr in seiner gütigen, stillen Weise zu. Er ist wirklich ein Heiliger gewesen. Er hat keinen Unterschied gekannt zwischen Arm und Reich; jedes Wort, das er gesprochen hat, ist ihm von Herzen gekommen. Was er gesagt hat, kann ich nicht wiedererzählen. Ich bin ein Amhorez und bin schon als Kind lieber auf dem Pferde gewesen wie auf der Schulbank. Ich weiß nur, er hat ihr

gesagt, wie in der Gemoro von einem frommen Mann vorkommt, der zehn Söhne verloren hat und hat immer die Leute getröstet, die ein Kind verloren haben, und hat ihr gesagt, das Kind ist gut aufgehoben bei Golt, und Dowid Hamelech hat auch gesagt, wie ihm sein erstes Kind gestorben ist: „Was soll ich weinen? Ich werde einmal zu ihm kommen, aber er kommt nie wieder zu mir." Dann redete er ihr auch zu, daß sie ihr Verhältniß zu mir ändern müsse. Man darf einander nichts nachtragen, sagte er. Der Frieden zwischen Mann und Weib ist bei Gott theuerer wie die größte Mizwe. Du weißt selber, Zippora, fuhr er fort, ich habe müssen von der Rebbezin Kröndel manches harte Wort hören. Sie ist nebbich krank gewesen; da kann man einem Menschen nicht jedes Wort nachzählen. Ich bete sie heute immer Mechile, wenn ich für sie ein Perek Mischnajos lerne, weil ich gewiß manchesmal ungeduldig geworden bin. So darfst du Feiwel auch nicht nachtragen, wenn er schon in der Aufregung ein Wort gesagt hat, was sich nicht gebührt."

„Mein armes Weib war ganz überwältigt, sie warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Nein, Rebbeleben, Feiwel hat mir gar nichts gethan, er ist der beste Mensch, den es giebt, ich verdien' ihn gar nicht. Der Rebbe ist ein Malech und will mich nur trösten." Dabei bedeckte sie, trotzdem er sich ihrer erwehren wollte, seine Hände mit Küssen. Ich hatte sie nie so gesehen und faßte große Hoffnungen auf ihre Genesung."

„Der Rebbe richtete sie auf und sagte: „Geh' ruhig heim, mein Kind, und leb' mit deinem Mann wie ein jüdisches Weib soll, und gieb extra Zedoko jeden Monat."

„Rebbeleben," schluchzte meine Frau wieder: „Ich habe schon gethan, was ich konnte. Ich habe jeden Faden von meinem guten Kind weggeschenkt und habe jeden Freitag auf sein Grab geschickt. Wenn nur Gott, gelobt sei er, mir verzeihen wird."

„Der Rebbe winkte begütigend ab. „Man darf nichts übertreiben," sagte er. „Spare dir etwas ab an deinem Essen und an deinen Kleidern, was du sonst gerne gehabt hast, und ich werde es nach Erez Israel schicken an Reb Nissen, der wird für dich beim Beß Hamikdesch und an Rochels Kewer beten, und Gott, gelobt sei er, wird dich stärken und trösten und dir andere Kinder geben."

„Meine Frau schien vollständig aufgerichtet. Sie trocknete ihre Thränen und sprach wieder mit ihrer gewöhnlichen Stimme: „Rebbe! Wenn ich nur wüßte, wie ich mir das bei Gott verdient habe!"

„Der Rebbe erwiederte ruhig: „Wir sind alle sündige Menschen und wissen nicht, wo und wie wir eine Sünde begehen, aber Gott sieht Alles und weiß am besten, was wir verdienen." Dann begann er sie auszufragen nach Verschiedenem, wie schon die alten Rabbonim waren, und es stellte sich heraus, daß sie gerade damals, als das Unglück geschehen war, in einem Zustande war, wo sich die Frau von dem Manne fernhalten soll, und sie hatte nicht nur in meiner Gegenwart das Essen für mich zubereitet, was nicht sein soll, sie hatte sogar mir die Kleider abgebürstet, was, wie der Rebbe sagte,

eine ganz besonders schwere Sünde sei. „Siehst du," sagte er dann ganz ernst, „Gott weiß, was er thut!"

Lipschitz hielt eine Weile inne. „Diese Worte, die gewiß ganz gut gemeint waren," fuhr er fort, „wurden das Verhängniß. Die arme Frau schrack auf, wie wenn ihr jemand plötzlich einen Peitschenhieb versetzt hätte."

„Was!" schrie sie, „weil ich meinen Mann, der sich schwer plagt, um mich zu ernähren, der mich als ein armes Dienstmädchen geheirathet hat, einen kleinen Dienst erweise, soll mich Gott so hart strafen, wie man nicht eine Mörderin straft! Und wenn ich schon das verdient hätte, wie kommt das arme Kind dazu?" Sie fing wieder an laut zu schluchzen. „So ein süßes Kind! Ob es mir nur einmal eine böse Stunde gemacht hätte. Und so einen Tod zu erleiden! Wenn jemand zehn Menschen umgebracht hat, hängt man ihn auf und vorbei ist es. So ein unschuldiges Wesen zwei Tage zu martern, so leiden zu lassen, wie das arme Kind gelitten hat, weil ich meinem Mann den Rock abgebürstet habe, nein, Rebbe, das kann Gott nicht thun, wenn er gerecht ist. Ich will dem Rabben sagen, wer das gethan hat, das hat der Satan gethan, und Gott kann das nicht verhindern, oder es giebt gar keinen Gott, sonst thät' er das nicht zulassen. Nein, der Rebbe ist ein Narr und wir sind alle Narren, wenn wir uns das einreden lassen."

„So hatte ich meine Frau nie gesehen, sie war immer schüchtern von Natur gewesen und besonders vor dem Rebben habe sie sich nie getraut, ein lautes Wort zu reden. Ich versuchte, ihr den Mund zuzuhalten und sie bei den Armen zu fassen, um sie auf den Stuhl niederzudrücken, aber sie hatte Riesenkräfte. Auf ihr Geschrei kam die Rebbezin herbeigelaufen und hatte Sie auf dem Arm. Sie waren damals, wie ich Ihnen schon gesagt habe, etwa sechs Wochen alt. Meine arme Frau sprang auf die Rebbezin mit einem Satze zu, daß ich sicher glaube, es wäre ein Unglück geschehen, wenn es mir nicht gelungen wäre mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte, sie so lange zu halten, bis die Rebbezin Zeit hatte, sich zu flüchten."

„Der Rebbe wird schon sehen," schrie die Arme in hellem Wahnsinn, „was es hilft, immer zu lernen und zu fasten. Ich bin jetzt vom Satan bestellt und es giebt kein' Gott und der Rebbe wird schon sehen, wer mehr weiß. Nicht der Rebbe und nicht die Rebbezin wird das Kind aufwachsen sehen. Herumstoßen wird man ihn in der Welt. So einen Sechus wird er genießen von seines Vaters Frömmigkeit."

Lipschitz unterbrach sich plötzlich und sah seinen Begleiter betroffen an, als fürchtete er, ihn durch diese Erzählung verletzt zu haben.

„Fahren Sie nur fort!" sagte Max.

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen," begann Lipschitz wieder. „Die Rebbezin hatte in ihrer Angst um Hilfe gerufen. Sie wollten meine Frau an den Händen fesseln, aber sie war wieder stille geworden und flüsterte nur: „Laßt mich, ich werde niemanden etwas thun." So brachte ich sie nach Hause, und sie war wirklich ganz still, aber sie sprach zu niemandem ein Wort und antwortete auf keine Frage, nur manchesmal murmelte sie ein paar unverständliche Worte, aber sobald sie merkte, daß man sie belausche, wurde sie wieder still. Beim Eisenbahnbau war ein sehr tüchtiger Arzt der sehr große

Stücke auf mich hielt. Ich zog ihn zu Rathe, und er schüttelte bedenklich den Kopf. Es ist ein schwerer Fall von Melancholie, sagte er; besonders ist die Gefahr eines Selbstmordes im höchsten Grade vorhanden; sie muß unbedingt in eine Anstalt. Ich sträubte mich entschieden, meine Frau in ein Irrenhaus zu geben. Der Doktor zuckte die Achseln. Ich könnte sie zu einem Spezialisten schicken, aber ihre Frau ist nicht transportfähig, sagte er. Die Aufregungen der Reise würden gewiß schädlich auf ihren Zustand wirken. Ich bat ihn, den Professor kommen zu lassen. Der Doktor sah mich groß an. Ich sagte: Haben Sie keinen Kummer. Was er verlangt, werde ich bezahlen. Der Professor kam und sagte dasselbe, was der Eisenbahnarzt gesagt hatte. Wenn eine Rettung möglich sein soll, muß die Frau in eine Anstalt. Ich sträubte mich wieder, und der Professor sagte: Wissen Sie was, wenn Sie es leisten können, geben Sie sie in eine Privatanstalt. Ich erklärte mich bereit. Er bemerkte kopfschüttelnd: Wissen Sie, daß das etwa zwanzig Gulden die Woche kostet? Herr Professor, was es kosten wird, sagte ich, werde ich bezahlen, so lange ich etwas habe und so lange Leute, die wissen, wer ich bin, mir leihen wollen. Ich ließ einen Wärter mit einem Krankenwagen kommen. Was soll ich Sie mit den Einzelheiten aufhalten? Eine Woche war es besser, dann wieder schlimmer, dann hieß es wieder, man kann nichts sagen, und so ging es ein ganzes Jahr fort. Gekostet hat es viel Geld, aber es war in meinem Geschäft wie ein Gottessegen. Was ich unternommen habe, ist geglückt. Endlich, es war Purim, bin ich wie gewöhnlich zu Ihrem gottseligen Vater gegangen und habe ihm Geld hingetragen mit der Bitte, er soll es an arme Leute vertheilen. Er hat mich gesucht zu trösten und hat mir versprochen, er wird für Zipora beten und wird in Erez Jisroel auch für sie beten lassen, wenn er das Purim-Geld für sie hinschickt. Er war damals schon sehr schwach, er hat an Asthma gelitten und seine Füße waren geschwollen. Ich habe gesehen, er hat nicht mehr viel Zeit. Genau acht Tage später ist er gestorben. Von seiner Beerdigung bin ich in die Anstalt gefahren, mein Weib zu besuchen. Ich habe sie sehr schwach gefunden. Sie hat fast den ganzen Tag im Bett gelegen und hat nur mit sich gesprochen. Ich habe versucht, ihr mitzutheilen, daß der Rebbe gestorben ist, obwohl ich einen Wuthanfall gefürchtet habe, nur weil ich wissen wollte, ob sie noch für etwas Theilnahme hat, aber sie hat mich nicht verstanden, ich glaube sogar, sie hat mich nicht erkannt. Der Doktor der Anstalt sagte selbst zu mir, ich sollte sie herausnehmen, sie sei zu schwach und zu apathisch, um sich oder jemand Anderem Schaden zuzufügen und so habe ich das gethan. Drei Monate darauf ist sie gestorben. Heute ist es fünfunddreißig Jahre, daß man sie begraben hat."

„Ich habe Sie sehr lange mit dieser Geschichte aufgehalten, Herr Doktor," begann Lipschitz nach einer kleinen Pause, „aber Sie werden ja auch wissen, warum. Das letzte Wort, das mein armes Weib mit Verstand geredet hat, war eine Beleidigung gegen Ihren seligen Vater. Wenn ich etwas für Sie thun könnte, lassen Sie mich es wissen, jetzt oder später, es wäre mir eine Beruhigung."

(Fortsetzung folgt.)